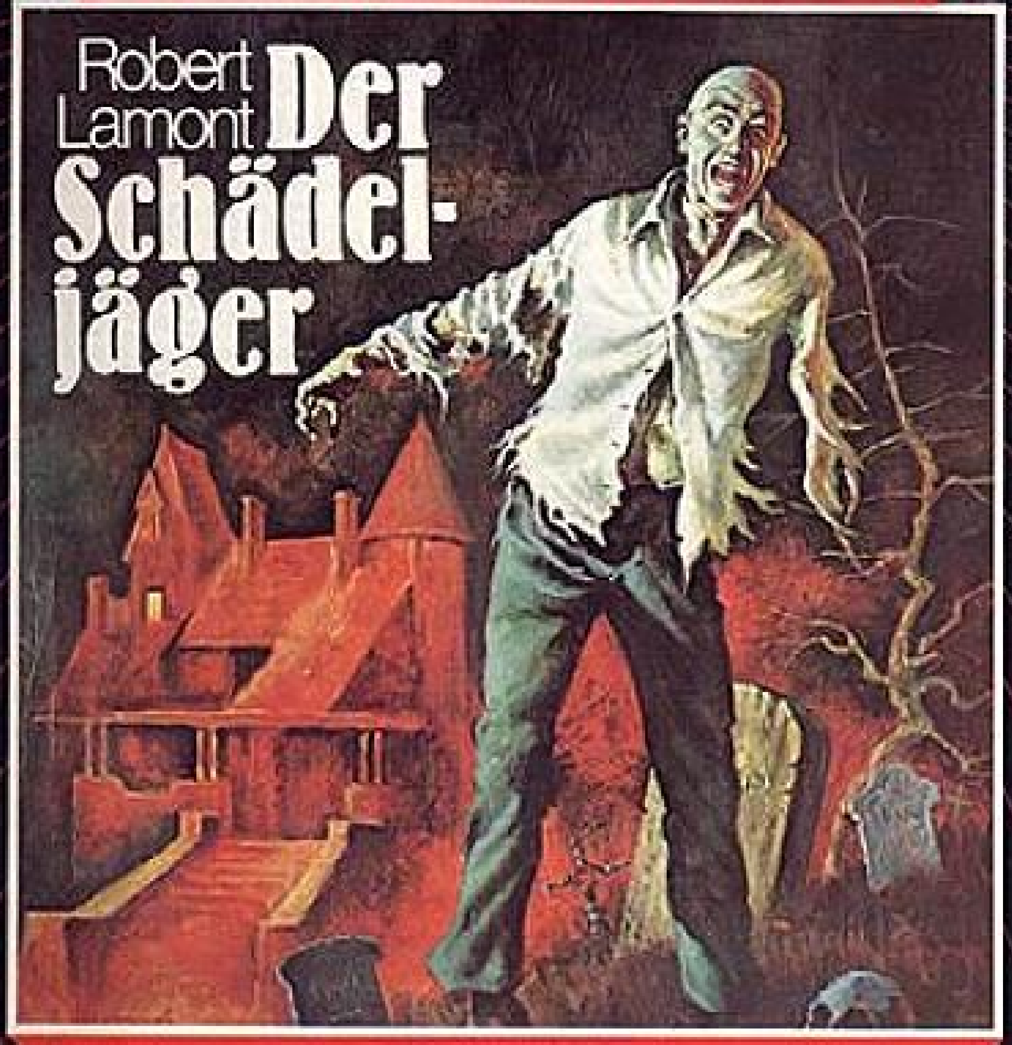
1.20 DM / Band 32

BASTEI

Neuer Roman

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1,50



Der Schädeljäger

Professor Zamorra Nr. 32

von A.F. Morland

erschienen am 09.09.1975

Titelbild von Faba

Der Schädeljäger

Voodoo in Bangkok!

Dumpf hämmerten die Trommeln durch die rabenschwarze Nacht.

Die gespenstischen Schläge nahmen kein Ende. Zuckendes Feuer hing zwischen den Ästen.

Eine hübsche nackte Frau wand sich in Krämpfen. Sie hatte eine gertenschlanke Figur, kleine feste Brüste, einen flachen Bauch, volle, schwellende Schenkel. Sie war Europäerin. Fünf Scheiterhaufen brannten fast bis zu den Baumwipfeln hinauf. Die blonde Frau stampfte auf den Boden und lallte schauderhaft. Sie sprang in die Luft, umtanzte die Scheiterhaufen, griff in das zuckende Feuer, ohne sich zu verbrennen. Dann wiederum wälzte sie sich im Staub und schrie gellend. Häßlich geschminkte Musikanten hockten um blutgefüllte Schalen und beschworen den Fürsten der Finsternis.

Plötzlich begann die Tanzende, sich tiefe Kratzwunden zuzufügen.

Blut quoll aus den Wunden. Der Anführer der Musikanten trat auf die Stöhnende zu und machte mit dem Daumen und mit ihrem Blut seltsame Zeichen rund um ihre kleinen Brüste, auf den flachen Bauch, auf den Rücken.

Dann hob er die Hände. Die Trommeln verstummten. »Tochter der Sünde!« schrie der Mann, dessen Gesicht mit weißer Farbe beschmiert war.

»Ich komme, um dich mit dem Blut der Vergebung zu bemalen! Mach dich nun bereit! Bete! Bete zu Asmodis. Bitte um deinen Tod!«

Nicole Duval warf sich in ihrem Bett unruhig hin und her. Sie hatte schlecht geschlafen. Vielleicht war die abendliche Schwüle daran schuld gewesen.

Sehr spät erst war sie zur Ruhe gekommen.

Nun war es zwölf und die Nerven rebellierten in ihrem jungen Körper.

Sie war allein in dem bungalowähnlichen Haus am Rande der Stadt.

Vor einer Woche war sie nach Bangkok gekommen, um für eine bekannte Pariser Zeitschrift einen Reisebericht zu schreiben.

Jean-Paul Rovel hatte sie dazu veranlaßt. Rovel, der quirlige Junge aus der Nachbarschaft, der Nicole früher immer den Hof gemacht hatte. Rovel, der Streber, der Zeitungswissenschaften studiert hatte, als er aus Nicoles Nachbarschaft fortgezogen war. Rovel, den Nicole vor einem Monat auf den Champs Elysees wiedergetroffen hatte, der inzwischen Chefredakteur jener bekannten Zeitschrift geworden war, der immer noch für Nicole entflammt war und ihr auf Verlagskosten eine Reise in den Fernen Osten zukommen lassen wollte. Er war der Meinung, daß ein Mädchen, das für einen Parapsychologie-Professor als Sekretärin arbeitete, auch in der Lage sein müsse, einen packenden Reisebericht über Thailand zu verfassen.

Die reiselustige Nicole hatte die Gelegenheit sofort beim Schopf gepackt.

Nach einer Rückfrage bei Professor Zamorra hatte sie eingewilligt, den Bericht zu schreiben.

Rovel hatte sich vor Freude mehrmals überschlagen. Er hatte versprochen nachzukommen, sobald es sein Job zuließe.

Dann hatte er ihr eine Adresse genannt, an die sie sich in Bangkok wenden solle, und so war sie zu diesem schönen Haus, das auf einem idyllischen Fleckchen Erde stand, gekommen.

Das einzige, was die Stille der Nacht fast täglich störte, war jenes ferne unheimliche Trommeln, das sich tief in Nicole Duvals Unterbewußtsein bohrte und in ihr eine seltsame Unruhe aufkommen ließ, die sie nicht abzuschütteln vermochte.

Sie öffnete die Augen.

Schweiß glänzte auf ihrer Stirn.

Sie blickte auf den Reisewecker, der auf dem Nachttisch stand.

Fünf Minuten nach zwölf.

Nicole seufzte. Fast Jede Nacht wachte sie um diese Zeit auf.

Allmählich machte sie das fertig.

So schön das Haus und die Umgebung hier auch anzusehen waren, die Nächte waren in dieser Form ermüdend.

Vielleicht sollte ich mich nach einem andere Haus umsehen, dachte das Mädchen müde. Es gibt bestimmt Bungalows in einer ruhigeren Lage.

Das dumpfe Trommeln hatte schlagartig aufgehört.
Nicole hatte es nicht sofort bemerkt. Dann aber genoß sie mit geschlossenen Augen die Stille.
Sie wußte, daß das Trommeln bald wieder beginnen würde.
Ärgerlich drehte sie sich zur Seite. Sie hatte in den vergangenen Tagen eine Menge Leute nach dem Sinn dieses Trommelns gefragt.
Doch niemand hatte ihr eine zufriedenstellende Antwort gegeben.
Man hatte sie mit ausweichenden Redensarten abgespeist, hatte getrachtet, so wenig wie möglich darüber sprechen zu müssen.
Hing das alles mit den kopflosen Mädchenleichen zusammen, die man in den letzten Tagen und Wochen aus den Klongs gefischt hatte?
Nicole Duval schauderte unwillkürlich.
Und plötzlich setzten die Trommeln wieder ein, um ihre angegriffenen Nerven weiter zu foltern…

***

»Tod!« röchelte das zuckende Mädchen! »Tod! Tod! Ich bitte um den Tod! Ich will sterben! Ja! Sterben durch seinen kräftigen Arm!«
Das Mädchen schüttelte sich wie ein Hund.
Es faßte sich selbst an den Oberarmen, kratzte sich, stöhnte, keuchte und stieß zischende Laute aus, während es sich zu Boden warf und zwischen den Scheiterhaufen umherschlängelte.
»Tod! Tod! Gib mir den Tod! Ich flehe dich an, Meister! Gib mir den Tod!«
Wieder hämmerten die Trommeln dumpf.
Kreischende Männer warfen die Arme gegen den Himmel.
Das Mädchen stürzte schreiend auf diese Männer zu. Wo sie auftauchte, fielen die Tanzenden zur Seite. Wie ein Wirbelwind jagte sie durch die Männerreihen. Sie rieb ihren blutigen nackten Körper an den Leibern der Männer. Ehe sie einer von ihnen packen konnte, lief sie weiter.
Schließlich brach sie zwischen den hochlodernden Feuern erschöpft zusammen.
»Fleisch von deinem Fleisch, oh Rajadhon, und Blut von deinem Blut!« donnerte plötzlich eine Stimme in den anschwellenden Lärm hinein.
Eine Leiter knarrte.
Aus dem Wipfel eines Baumes kletterte ein Mann im schwarzen Havelock herab.
Der Voodoopriester.
»Fleisch von deinem Fleisch, oh Rajadhon…« brüllte der kräftige Kerl über die gesenkten Köpfe seiner Anhänger.
Jemand warf ihm einen weißen Hahn zu.
Der Priester fing ihn auf, zerbiß ihm blitzschnell die Halsschlagader

und trank das Blut.
Auf einem kleinen Steinaltar lag ein Buch. Das Blut des Hahns sickerte durch die Seiten und zerrann im Staub.
Stärker, immer lauter dröhnten die Trommeln.
Das Mädchen mit den blutigen Zeichen erhob sich wieder. Es tanzte wie ein sterbendes Huhn.
»Tod!« stöhnte es. »Bitte, gib mir den Tod!«
»Gleich!« knurrte der Voodoopriester mit einem häßlichen Grinsen.
»Ich will sterben!«
»Du wirst sterben!«
»Jetzt!«
»Sofort!«
Das Mädchen sackte wie eine Strohpuppe zusammen. Es neigte den Kopf, strich die Haare aus dem Nacken, wartete zitternd auf den Streich, der sie enthaupten würde.
Gespenstisch knisterten die Scheiterhaufen ringsumher.
Eine weiß getünchte Bretterwand wurde herbeigeschafft.
Sie wurde vor dem Mädchen aufgestellt.
Am Holz hingen Totenschädel Schnapsflaschen, Heiligenbilder, Hautfetzen, Vogelschwingen und Hunderte kleine Amulette.
»Sterben!« zischte das zitternde Mädchen ununterbrochen. »Ich will sterben! Rajadhon soll kommen! Er soll sich mein Leben holen!«
Der Voodoopriester warf die Arme hoch.
Die Trommeln verstummten. Das Feuer knisterte.
»Rajadhon!« rief der Priester mit donnernder Stimme. »Rajadhon!«
Aus dem dichten Wald schwebte das Echo auf die geisterhafte Lichtung zurück.
»Rajadhon!«
Ein Knacken und Knirschen. Ein Knistern. Diesmal aber nicht vom Feuer.
Etwas huschte durch die schwarze Dunkelheit.
Die Männer beugten in hündischer Demut ihre Köpfe.
Nun kam Rajadhon, der Dämon.
Die Männer fürchteten ihn. Jeder von ihnen hatte Angst.
Rajadhon kam, um sich den Kopf dieses Mädchens zu holen.
Gebannt warteten sie.
Mit angehaltenem Atem lauschten sie. Auch der Voodoopriester hatte sich in den Staub geworfen. Der Schein des Feuers verzerrte sein Gesicht zu einer widerwärtigen Fratze.
»Sterben!« stöhnte das Mädchen. »Ich will endlich sterben!«
Da trat Rajadhon aus dem Wald.
Ein Raunen ging durch die Reihen.
Nur der Voodoopriester blickte die Erscheinung an. Er grinste.
»Hab Dank, daß du unseren Ruf erhört hast, Rajadhon! Nimm hier

das Leben dieses jungen unberührten Mädchens! Und halte alles Böse von uns fern.«

Der Dämon näherte sich dem knieenden Mädchen.

Er war groß und kräftig. Bis auf einen Lendenschurz war er nackt.

Seine Muskeln schimmerten hart, wenn er sich bewegte. Wie eine aus Bronze gegossene Statue sah er aus, wenn er stillstand.

Ein kurzes breites Horn zierte die Mitte seiner gefurchten Stirn.

Mit Holzkohle war ein schwarzer, ekelhaft grinsender Totenschädel auf seine breite Brust gezeichnet.

In der kraftstrotzenden Rechten hielt Rajadhon eine blitzende Machete.

»Sterben!« ächzte das junge Mädchen. »Ich will sterben!«

Rajadhon stellte sich breitbeinig vor ihr auf. Sie hob den Kopf, nur einen Augenblick lang, dann senkte sie ihn sofort wieder.

Noch einmal strich sie das Haar von ihrem schlanken Nacken.

Dann sauste die Machete auf sie herab.

Ihr Gebet war erhört worden…

***

Wenn du nicht schlafen kannst, hast du eine Reihe von Möglichkeiten, um die Zeit besser zu nutzen, als wütend im Bett zu liegen, sagte sich Nicole Duval und stand auf.

Du kannst zum Beispiel einen Cognac trinken. Sie goß sich ein Glas voll.

Du kannst eine Zigarette rauchen. Sie steckte sich ein Stäbchen an.

Du kannst duschen. Und hinterher kannst du ein wenig an deinem Bericht feilen. Der Stil hat dir heute nachmittag sowieso nicht so recht zugesagt.

Sie machte all das. Sie duschte, genoß das herrliche Prickeln des Wassers auf der Haut, zog den Hausmantel an, setzte sich an den Schreibtisch und begann in den Blättern zu wühlen, die sie hier abgelegt hatte.

»Wie Pfeile schießen die Ketten der Düsenjäger mit dem thailändischen Wappentier, dem Garuda im Leitwerk auf das Flugfeld von Don Muang herab«, hatte sie geschrieben. »Der Träger stellt meine Koffer auf die Zollrampe und hebt zum Dank für sein Trinkgeld die gegeneinander gelegten Handflächen vor die Brust. Die Hitze ist unerträglich. Ich komme mir vor wie in einem Dampfbad…«

Nicole zündete sich eine neue Zigarette an. Sie nippte wieder vom Cognac.

Plötzlich war ihr, als hätte sie ein fernes, aber näherkommendes Geräusch vernommen.

Das Brechen von Ästen.

So als würde jemand in großer Eile durch den nahen Wald laufen.

Und er schien genau auf ihr Haus zuzukommen.
Nicole erhob sich.
Ihr hübsches Gesicht drückte Sorge aus. Sie war allein in diesem einsam gelegenen Haus.
Ein Mädchen allein. Jung. Hübsch. Freiwild! dachte sie. Es gibt wohl nur wenige Männer, die es nicht mal versucht hätten.
Die Geräusche wurden immer lauter.
Damit wuchs Nicoles Erregung. Es war nicht Angst, die sie verspürte. Es war mehr ein Unbehagen, zu wissen, daß sich zu so später Stunde jemand in großer Eile ihrem Haus näherte.
Das mußte doch irgendeinen Grund haben.
Hing es irgendwie mit dem gespenstischen Trommeln zusammen, das zwar aufgehört hatte, von dem sie aber wach geworden war?
Nervös schaute sich Nicole um.
Ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzen.
Eine Waffe wäre angeraten gewesen. Sie lief schnell zum Schrank, zog eine Lade heraus und nahm einen kleinen Browning an sich.
Sie wurde ein wenig ruhiger.
Der Browning gab ihr den nötigen Halt, den sie brauchte, um entschlossen nach draußen zu gehen.
Die Bretter der Veranda knarrten leise, als sie darauf trat.
Plötzlich war Stille rings um das Haus.
Nicole Duval wurde sofort mißtrauisch. Die Person im Wald schien sie gesehen zu haben. Deshalb verhielt sie sich wohl still.
Ein Zeichen für Nicole Duval, daß die Person etwas Böses im Schilde führte.
Was tun? fragte sich das Mädchen. Ins Haus zurückgehen? Die Polizei anrufen?
Unsinn. Bis die da sind, kann weiß Gott was passiert sein! sagte sich Nicole aufgewühlt.
Also stehenbleiben und abwarten.
Sie preßte die vollen Lippen fest aufeinander. Ja. Abwarten. Das wollte sie vorerst.
Da war plötzlich wieder ein Geräusch. Ein eisiger Schauer rieselte über Nicoles Rücken. Sie kam sich verflucht einsam vor in diesem Moment, wo sie die Gänsehaut am ganzen Körper spürte.
Schnell ließ sie die Zunge über ihre Lippen huschen. Die Aufregung hatte ihre Wangen bleich werden lassen. Sie atmete stoßweise.
Ihr hübscher fester Busen hob und senkte sich sehr schnell.
Der Lichtschein, der aus dem Bungalow fiel, war schwach.
Nur wenige Meter wurden davon erhellt. Dann trat schon die schwarze Nacht ihre Herrschaft an.
Nicole Duval warf einen kurzen Blick auf den Browning.
Das fahle Mondlicht schimmerte darauf.

Sie schaute, ob die Waffe auch entsichert war, ob sie sofort abdrücken konnte, wenn es nötig sein sollte.

Der kleine Sicherungshebel war umgelegt. Die Pistole war einsatzbereit.

Nicole hielt die Luft an. Sie lauschte angestrengt. Nun hörte sie deutlich eine Gestalt durch den Busch wischen.

Vorsichtig bei jeder Bewegung. Wie ein Tiger auf der Jagd.

Wieder ein Knirschen. Nicole fühlte, daß sie dieser nervlichen Anspannung nicht mehr lange gewachsen war. Dann würde sie irgend etwas Verrücktes tun.

»Hallo!« rief sie, um ihre aufgestaute Erregung abzubauen. »Wer ist da?«

Sie rief es zuerst auf französisch und dann auf thailändisch.

Beide Male bekam sie keine Antwort.

Ihr war, als griffe eine eiskalte Hand nach ihrem Herzen. Ein frostiger Druck schmerzte sie in der Brust.

Und dann gewahrte sie eine schnelle Bewegung. Nicht sehr weit entfernt und doch zu weit weg, um mit dem kleinen Browning etwas ausrichten zu können.

Nicole straffte alle ihre Muskeln.

Bleich, aber entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, erwartete das resolute Mädchen die näher kommende Gestalt.

Es war ein Mann.

Nackt, bis auf einen Lendenschurz. Er war groß und kräftig. Wahre Muskelpakete zierten seinen voluminösen Oberkörper.

Er schlich, gleich einem hungrigen Panther, durch die Dunkelheit.

In seinen Augen lag ein dämonisches Feuer, das Nicole Angst machte.

Sie preßte die Kiefer fest zusammen, weil sie befürchtete, daß sie sonst mit den Zähnen geklappert hätte.

Sie stand unbeweglich da.

Der Mann kam näher.

Bald war sein mächtiger Körper in Licht getaucht. Er grinste. Sein Gesicht war das eines Thailänders. Aber es war nicht freundlich wie die Züge der meisten seiner Landsleute.

Seine Miene war feindselig, hart, grausam und gemein.

Nicole atmete tief durch.

Sieben Meter trennten den Kerl noch von ihr.

Jetzt erst fiel Nicole das kurze breite Horn auf, das aus der faltigen Stirn des Fremden wuchs. War das denn ein Mensch?

Er kam noch einen Schritt näher.

Wenn man jeden seiner Schritte mit einem Meter maß, dann hatte er bis zu Nicole nur noch sechs Schritte zurückzulegen.

Der Blick der Französin tastete die unheimliche Erscheinung langsam ab.

Der Mann verbarg etwas vor ihr. Er hielt beide Hände hinter sich.

Da hob er die eine Hand.

Nicole stieß einen spitzen Schrei aus. Der Mann hielt eine bluttriefende Machete in der Rechten. Und als er die Linke hob, dachte Nicole, von einem namenlosen Grauen gepackt und erwürgt zu werden.

Grinsend hielt ihr der Fremde den Kopf eines jungen Mädchens entgegen, während seine sehnigen Finger fest in die gelbe Wolle des blonden Haares vergraben waren.

Blut tropfte aus dem Hals, Nicole fühlte, wie sich ihr Magen umdrehte.

Jetzt erst fiel ihr der häßlich grinsende Totenschädel auf, der mit Holzkohle auf die hünenhafte Brust des Fremden gemalt war.

Sie preßte die Hände an ihr zuckendes Gesicht. Ihre Augen waren in namenlosem Schrecken geweitet.

»Wer sind Sie?« stammelte die Französin mit heiserer Stimme.

Der Mann kam noch zwei Schritte näher.

Nicole richtete zitternd die Pistole auf seine Brust.

»Keinen Schritt weiter, sonst schieße ich!« stieß sie aufgeregt hervor.

Als der Fremde den Browning auf sich gerichtet sah, warf er den Kopf zurück und stieß ein schauriges Gelächter aus.

Dann knurrte er ganz hinten in der Kehle. Seine bösen Augen starrten Nicole feindselig an.

Die Französin wich Schritt um Schritt vor dem grauenerregenden Kerl zurück.

Sie beabsichtigte, sich ins Haus zurückzuziehen und die Tür zu verriegeln.

Selbstverständlich hatte das keinen Sinn. Der Schreckliche konnte auch durch eines der Fenster ins Haus gelangen, wenn er wollte.

Ein plötzliches Blitzen hellte ganz kurz die Augen des dämonischen Mannes auf.

Er kam mit geschmeidigen Bewegungen näher.

»Bleiben Sie stehen!« fauchte Nicole, während ihr der Schweiß übers Gesicht rann.

Wieder lachte der Mann, daß es dem Mädchen eiskalt über den Rücken lief.

Da schoß sie in ihrer panischen Furcht. Sie feuerte dreimal nach seiner breiten Brust, die sie auf diese Entfernung nicht verfehlen konnte.

Der Unheimliche grinste.

Die Kugeln hatten ihm drei Löcher in den muskulösen Oberkörper gestanzt.

Genau dort, wo der häßliche Totenschädel die Brust zierte.

Aber der Mann zeigte überhaupt keine Wirkung. Er behielt sein

Grinsen bei, fühlte keine Schmerzen, schien überhaupt nicht getroffen zu sein.

Da begriff Nicole Duval mit einemmal, wen sie hier eigentlich vor sich hatte.

Das war kein Verrückter, der durch den thailändischen Busch geschlichen war, um irgendeinem blonden Mädchen den Kopf abzuschlagen.

Das hier war ein Bote des Teufels.

Das war ein Vasall des Fürsten der Finsternis.

Dieser Kerl war ein Dämon.

Deshalb konnten ihm die Kugeln nichts anhaben.

Der Unheimliche zeigte Nicole, wozu er fähig war. Es schien ihm ungeheuren Spaß zu machen, sich über sie lustig zu machen.

Er stieß ein mordlüsternes Fauchen aus.

Aus den drei Einschußlöchern sickerte ein gelblicher Rauch.

Gleich darauf schlossen sich die Löcher vor Nicoles schockgeweiteten Augen.

Die Verletzungen waren nicht mehr vorhanden.

Und nun passierte etwas, das Nicole fast den Verstand raubte.

Der Mann blies seinen mächtigen Brustkorb noch mehr auf.

Plötzlich begann die Luft zwischen seinen Brustwarzen zu flimmern.

Der schwarze Totenschädel löste sich von seiner Haut.

Er materialisierte sich auf eine grauenvolle Weise.

Sobald dies geschehen war, verließ der furchtbare Schädel die Brust des Mannes. Mit knöchernem Geklapper kam er auf Nicole zugeflogen.

In den finsteren Augenhöhlen schimmerte das Feuer der Hölle.

Nicole wollte vor dem schauderhaften Schädel fliehen. Doch etwas lähmte sie.

Sie war nicht fähig, die Beine zu heben. Sie vermochte sich nicht umzudrehen.

Das Scheusal mußte sie mit einem schrecklichen Bann belegt haben, den sie nicht zu durchbrechen vermochte.

Mit klappernden Zähnen flog der scheußliche Schädel auf Nicole Duval zu.

Sie schoß in ihrer grenzenlosen Angst danach.

Die Kugel traf das schwarze Gebilde, prallte davon aber ab und sirrte in die Nacht hinein.

Beide begannen gellend zu lachen.

Der Schädel und der Mann mit dem häßlichen Horn in der Mitte der faltigen Stirn.

Nicole war einer Ohnmacht nahe, als sie sah, wie der gespenstische Schädel dicht vor ihr stehenblieb. Er lachte immer noch.

Es klang hohl, als käme dieses Gelächter geradewegs aus der Hölle.

Und plötzlich wuchsen dem Scheusal lange Zähne. Vor allem die

Eckzähne wurden zu blitzenden Dolchen.

Nicole zitterte am ganzen Leib.

Die Schädelbestie sauste auf sie zu.

»Nein!« schrie das Mädchen verzweifelt. »Neiiin!« Sie schlug nach dem Schädel, der hart wie Stein war. Er tanzte zur Seite, griff aber gleich wieder an.

Er biß sie blitzschnell in die rechte Hand.

Ein wahnsinniger Schmerz durchraste Nicoles ganzen Arm, bis hinauf zur Schulter.

Sie wankte, hatte das Gefühl, dieser schwarze Schädel hätte ihr mit dem Biß Gift in den Körper gespritzt, denn plötzlich begann sich alles um sie herum zu drehen.

Immer schneller.

Als würde sie Karussell fahren.

Und der gräßliche Totenschädel fuhr mit ihr, lachte höhnisch.

Sie sah, daß sie an der Hand blutete. Sie wankte. Die Umgebung verschwand hinter einem lästigen Flimmerschleier.

Der Biß! schoß es ihr siedendheiß durch den fiebernden Kopf. Der Biß bringt dich um! Er hatte Gift in seinen grauenerregenden Zähnen. Er hat dir Gift in die Adern gejagt.

Das Gift bringt dich um!

Sie wankte, die Pistole entfiel ihrer Hand. Sie versuchte sich irgendwo festzuhalten.

Unsicher zuckten ihre Hände durch die Luft.

Über ihr hing der scheußliche Schädel, starrte sie schrecklich an, hatte das Maul geöffnet und war bereit, noch einmal zuzubeißen, falls es nötig sein sollte.

Aber es war nicht mehr nötig.

Nicole war dem Gift nicht gewachsen. Ihr junger schlanker Körper war nicht widerstandsfähig genug.

Ihre Beine knickten ein, ohne daß sie es hätte verhindern können.

Noch bei Bewußtsein, registrierte sie, wie sie mit dem Gesicht hart auf die Bretter der Veranda aufschlug.

Und sowohl der Dämon als auch dieser schwarze Totenschädel stießen erneut ein triumphierendes Gelächter aus, denn sie hatten erreicht, was sie erreichen wollten.

Ein rabenschwarzes Etwas breitete sich über Nicole Duvals Augen. Sie vergaß sich selbst und die ganze Welt.

***

Zizi, Lulu, Bill Fleming und Professor Zamorra vergnügten sich indessen seit Tagen in Paris.

Zizi und Lulu waren sündhaft schöne Nachtklubtänzerinnen, die Bill mit List und Charme aufgegabelt hatte.

Heute waren sie, nach mehreren Stationen, an denen stets mehrere Schnäpse getrunken worden waren, in Lulus riesiger Wohnung gelandet.

Zamorra hatte Bill Fleming und Lulu aus den Augen verloren.

Kein Wunder, die Wohnung glich einer Reitschule. Der Professor machte sich jedoch um den Freund keine Sorgen.

Er würde ihn wiederfinden, wenn er ihn suchte.

Spätestens beim Frühstück. Das war eigentlich früh genug. Zamorra hatte mit Zizi geduscht. Sie war dann in ein rustikal eingerichtetes Schlafzimmer verschwunden, und als er nun eintrat, lag sie nackt auf dem großen niedrigen Bett und wartete da auf ihn mit einem warmen, sinnlichen Lächeln.

Als er sich zu ihr legte, schlang sie ihre weichen Arme um seine Hüften.

Sie ließ ihm nicht die Zeit, die Initiative zu übernehmen, tastete sich sehr schnell zu immer intimeren Bereichen vor, keuchte leidenschaftlich und bewies dem Professor auf verschiedenste Weise, wie zugetan sie ihm war…

Der Morgen graute schon, als Zamorra in sein Hotel zurückkehrte.

Er hätte natürlich bei Zizi bleiben können, solange er wollte, doch er hatte es vorgezogen, das bißchen Schlaf, das er noch erwischen konnte, allein zu genießen.

Bill war noch in der Wohnung. Zamorra kletterte vor dem Hotel aus dem Wagen. Er schmunzelte und dachte daran, was Lulu und Zizi mit dem Freund noch alles anstellen würden, wenn sie erst ausgeschlafen waren.

Der Professor betrat die weite stille Marmorhalle. Seine Schritte echoten von den Wänden zurück. Sein Körper schimmerte auf dem blanken Boden.

An der Rezeption schnellte ein Mann mit verschlafenem Gesicht hoch.

»Ah, Professor Zamorra!« sagte der Livrierte freundlich. »Ein schöner Morgen, heute morgen.«

Zamorra nickte bloß.

»Wünsche wohl zu ruhen, Monsieur!« flüsterte der Mann hinter dem Pult mit einem verständnisinnigen Augenzwinkern.

Zamorra ballte grinsend die Faust.

»Oh, ihr Franzosen! Ihr habt für nichts mehr Verständnis als für das!«

Der Mann reichte ihm schmunzelnd seinen Zimmerschlüssel.

»Gibt es etwas Schöneres auf der Welt, als die Frauen und die Liebe, Professor?«

»Sie haben ja recht«, seufzte Zamorra und begab sich zum Lift.

Als er die Tür fast erreicht hatte, rief ihn der Livrierte.

Zamorra wandte sich um.

»Beinahe hätte ich es vergessen, Professor.«
»Was?«
»Ein Anruf… Das heißt … Eigentlich waren es mehrere Anrufe. Sieben oder acht.«
»Eine Dame?«
»Nein, Professor. Keine Dame. Ein Mann. Monsieur Rovel. Sie wissen schon. Der Chefredakteur…«
Zamorra nickte. »Was wollte er?«
»Er sagte, er müsse Sie dringend sprechen.«
»Hat er Ihnen nicht anvertraut, weshalb?«
»Nein, Professor. Aber er hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, Sie sollen ihn noch vor dem Frühstück anrufen.«
Zamorra nickte.
»Gut. Vielen Dank. Ich werde das tun.«

***

Er tat es nicht. Erst mal war er wie ein Stein ins Bett gefallen. Und um halb zehn war er wie gerädert aufgewacht. Nachdem er ein Bad genommen hatte, war er in den Frühstückssalon hinuntergewankt.
Bill Fleming saß grinsend bei Ei, Toast und Tee.
»Na, Freund! Warum hast du denn so schnell das Feld geräumt?«
»Ich lebe eben nach dem Grundsatz, wenn's am Schönsten ist, soll man aufhören«, gab Zamorra achselzuckend zurück.
Er bekam sein Frühstück, rührte es kaum an, trank nur starken Kaffee und ließ sich von Bill Fleming, dem Freund und Historiker aus Amerika, erzählen, wie es in Lulus Wohnung noch weitergegangen war.
Bill war der Meinung, Zamorra hätte einige Dinge versäumt.
Zamorra fand dies jedoch gar nicht.
Als abserviert war, erschien Jean-Paul Rovel.
Zamorra sah ihn und wußte sofort wieder, daß er ihn hätte anrufen sollen.
»Tut mir leid, daß ich Sie noch nicht angerufen habe, Monsieur Rovel«, sagte der Professor, nachdem sich der Chefredakteur zu ihnen gesetzt hatte. »Ich bin ziemlich spät nach Hause gekommen, wissen Sie? Und ich habe meinen Geist immer noch nicht so ganz beisammen. Was kann ich denn für Sie tun? Was regt Sie so auf? Weshalb haben Sie mich achtmal hintereinander angerufen?«
Rovel sah nicht aus wie die meisten Franzosen.
Er war groß gewachsen und breit gebaut. Sein Gesicht war auf eine seltsame Weise zerfurcht. Die grün gescheckten Augen lagen in dunklen, wachsamen Augenhöhlen, unter buschigen gelben Brauen.
Die gebogenen Nasenflügel und der schmallippige, zusammengepreßte Mund hatten etwas Raubvogelhaftes. Er war

blond.
»Ich mache mir Sogen, Professor Zamorra«, seufzte der Chefredakteur.
»Sorgen?« fragte Zamorra. »Um wen?«
»Um Nicole.«
»Warum denn das? Nicole macht einen bezaubernden Urlaub in Bangkok. Es geht ihr da gewiß ausgezeichnet. Meine Sekretärin ist ungemein selbständig. Ich bin davon überzeugt, daß man sich um sie keinerlei Sorgen zu machen braucht.«
Rovel zündete sich hastig eine Zigarette an. Er blies den Rauch so, daß er weder Bill Fleming noch Zamorra störte.
»Was meinst du, Bill«, sagte der Professor zu seinem Freund.
»Muß man sich um Nicole Duval Sorgen machen?«
»Nie im Leben. Sie ist ein verdammt selbständiges Persönchen«, bestätigte der Amerikaner grinsend.
Rovel zog die Stirn kraus.
»Ich weiß nicht… Ich habe so ein Gefühl … Vielleicht lachen Sie darüber, Professor, aber ich bin ein hypersensibler Mensch. Damit will ich nicht sagen, daß man mich leicht beleidigen kann. Das nicht. Aber ich fühle Dinge, die ein anderer niemals spürt. Ich spüre Unheil. Und ich sage Ihnen, dort in Bangkok ist irgend etwas nicht in Ordnung.«
Nun straffte Zamorra den Rücken.
»Wie kommen Sie darauf, Monsieur Rovel?«
»Seit zwei Tagen… nein … seit drei Tagen versuche ich Nicole telefonisch zu erreichen, Professor. Seit drei Tagen kriege ich keine Verbindung.«
Bill grinste.
»Sie geht einfach nicht an den Apparat, das ist das ganze Geheimnis, Monsieur Rovel.«
»Wenn sie zu Hause wäre, ginge sie an den Apparat!« widersprach der Chefredakteur.
»Sie will eben nicht gestört werden«, meine Fleming.
»Nein, nein. Ich sage Ihnen, da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Ich habe mindestens zehnmal im Tag angerufen. Einmal hätte sie abheben müssen. Sie hat es aber nicht getan.«
»Vielleicht hat sie das Haus verlassen«, meinte Zamorra.
»Das wäre eine Möglichkeit. Fragt sich nur, ob sie es freiwillig verlassen hat.«
»Wie meinen Sie das?«
»Ich kann auf diese Entfernung natürlich nichts behaupten, aber Thailand hat selbstverständlich, wie alle Länder Asiens, seine Geheimnisse. Vielleicht ist Nicole Duval einem solchen Geheimnis auf die Spur gekommen…«
»Verdammt, Rovel!« knurrte Zamorra. »Sie verstehen es, einem

Menschen Angst zu machen.«

»Ich wollte sowieso nach Bangkok fliegen, um da ein bißchen auszuspannen. Ich wollte das zwar erst in ein bis zwei Wochen tun, habe aber den Termin angesichts dieser geheimnisvollen Situation vorverlegt und fliege deshalb schon morgen.«

Zamorra schaute den Chefredakteur mit zusammengekniffenen Augen an.

»Haben Sie den Flug schon gebucht?«

»Noch nicht. Ich wollte Sie fragen, ob Sie sicherheitshalber mitkommen.«

»Natürlich komme ich mit. Und wie sieht's mit dir aus, Bill? Machst du die Reise nach Bangkok mit?«

Fleming schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid. Ich muß passen. In New York wartet eine Menge Arbeit auf mich. Ich hätte Ende der Woche sowieso heimfliegen müssen. Kann nicht schaden, wenn ich drei Tage früher heimkomme. Dann erdrückt mich die Arbeit wenigstens nicht sofort.«

***

Der Mann im schwarzen Havelock saß in seiner kleinen Hütte.

Sein Gesicht war zu einem häßlichen Grinsen verzerrt.

Er, der Voodoopriester, war ein mächtiger Mann. Was er sagte, geschah. Denn ihm war es gelungen, Rajadhon, den Dämon, aus der Höllenversenkung hochzuzaubern und wieder auf die Erde zu bringen. Es war nicht leicht gewesen, Rajadhon zu bewegen die Erde zu betreten.

Der Dämon hatte keine rechte Lust gezeigt, zu kommen, und Angst und Schrecken in und um Bangkok zu verbreiten.

Aber der Voodoopriester hatte ihn mit seiner geheimnisvollen Magie dazu gezwungen. Und solange der Priester es wollte, würde Rajadhon durch die Nacht ziehen und grauenvolle Morde begehen.

Und zwar an jenen, die an die Kraft von Voodoo nicht glaubten.

Gleichzeitig war es dem Priester möglich, sich immens zu bereichern, denn er ließ alle wissen, daß sie nur dann vor Rajadhon sicher wären, wenn sie Schmuck und Geld opferten. Beides verschwand für alle Zeit in den tiefen Taschen des Voodoopriesters.

Nun hockte er auf dem Boden seiner Hütte.

Es war nicht die einzige Herberge, die er besaß. Er wohnte überall in der Stadt.

Soeben heckte er eine neue Bosheit aus.

Er wollte noch mehr Schrecken als bisher verbreiten.

Voodoo sollte in aller Munde sein.

Deshalb hatte er beschlossen, das letzte Mädchen, das Rajadhon geköpft hatte, wiederauferstehen zu lassen.

Die Leiche lag seit Tagen irgendwo in den Klongs. Noch hatte sie niemand entdeckt.

Jetzt sollte sie sich erheben und kopflos durch die Stadt gehen.

Der Priester klatschte begeistert in die Hände.

Er lachte teuflisch. Ja, das würde ein Mordsspaß werden.

Aus Lehm hatte der Mann mit seinen klauenartigen Fingern eine kleine Puppe geformt. Er hatte Haare von dem getöteten Mädchen, das Mia Shagger geheißen hatte, darangeklebt und ihr, nachdem er zahlreiche Geisterbeschwörungsformeln gemurmelt hatte, neues Leben eingehaucht.

Dann zündete er ein kleines Feuer an.

Er legte die kleine Lehmfigur daneben und rührte eine stinkende Paste an. Sie bestand aus Papageienkot, aus dem Leib getrockneter Eidechsen, Grillen, Zikaden, durchsetzt mit Krötenaugen und dem Gift der Kobra.

Damit beschmierte der Voodoopriester die Figur.

Ununterbrochen brabbelte er. Dann begann er wehklagend zu singen.

Er kniete sich vor das Feuer und ließ den Oberkörper vor und zurück schwanken, während er beschwörend die Arme gehoben hatte.

Mit geschlossenen Augen jammerte er alle die schwarzen Gebete herunter, die ihm bei seinem schauderhaften Zauber nützlich waren.

Plötzlich zischte es in der Flamme.

Der Voodoopriester starrte mit geweiteten Augen in das Feuer.

Eine armdicke Schlange ringelte sich darin.

Sie richtete sich züngelnd auf.

Ihre Augen waren glühende Kohlen. Sie starrte den Voodoopriester reglos an.

Allmählich begann sie hin und her zu pendeln. Und sie zischte und züngelte ununterbrochen, während sie wie eine Kobra mitten im Feuer stand, mit einem flammenden Leib, den der Voodoopriester nun geschickt abfangen mußte.

Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Es war nicht leicht, die Schlange der Hölle aus dem Feuer zu holen.

Wenn sie ihm ihre Zähne in die Hand schlug, gab es für ihn keine Rettung mehr.

Das war eben das Risiko, das jeder Voodoopriester einzugehen hatte, wenn er sich der Hilfe des Satans versichern wollte.

Der Mann spannte die Muskeln.

Er glotzte die tödliche Schlange gespannt an. Sie zischte feindselig.

Der Mann öffnete vorsichtig die rechte Hand. Er hielt den Atem an.

Im richtigen Moment schnellte seine Hand vorwärts. Mitten in das Feuer hinein.

Seine Finger umschlossen den dicken Hals des Ungetüms.

Er riß das brennende Reptil aus dem Feuer. Der flammende Leib

ringelte sich sofort um seinen Arm. Ein wahnsinniger Schmerz ließ ihn aufschreien, aber er hielt die Schlange trotz allem fest in seiner Hand.

Zähneknirschend und mit schmerzverzerrtem Gesicht brachte er das mörderische Maul der Feuerschlange an die Lehmpuppe.

Sofort biß das Untier zu.

Die Puppe stieß einen grellen Schrei aus. Es war schauderhaft anzuhören.

Das kleine Gebilde aus Lehm schnellte auf einmal hoch. Der Kopf fiel ab. Und der Rumpf rannte auf das Feuer zu und verkroch sich in der Glut.

»Hab Dank für die Hilfe! Hab vielen Dank!« ächzte der Voodoopriester erschöpft.

Die Schlange in seiner Hand verlosch.

Sie löste sich in Nichts auf.

Der Zauber begann ab nun zu wirken.

***

Norman Shagger, Mia Shaggers Onkel, trug eine rostbraune Hausjacke, darunter ein blütenweißes Hemd, das am Hals offenstand.

Das weiße, leicht gewellte Haar war ein wenig zerzaust. Die langen Finger der Rechten hielten eine Zigarette, von der der Rauch aufstieg. Ein dunkles Feuer brannte in Shaggers Augen.

Er war wieder einmal betrunken.

Er war es fast immer. Wer ihn nach seinem Beruf fragte, dem antwortete er, er wäre Schriftsteller.

In gewisser Weise stimmte das auch. Er war mal Schriftsteller gewesen. Ein recht guter noch dazu. Doch plötzlich hatte er gedacht, nicht gut genug zu sein.

Er griff zum Alkohol, um sich zu stimulieren, um noch besser zu werden.

Es ging nur eine Zeitlang gut. Dann forderte das Trinken seinen Tribut.

Heute zitterte Norman Shagger, wenn er nichts trank. Er war gereizt und unausstehlich, wenn er keinen Alkohol bekam. Und er lebte von dem Geld, das von seinen früheren Werken immer noch einträöpfelte.

Er war nach Bangkok gekommen, um ein neues Buch in Angriff zu nehmen, doch über die Vorbereitungen war er noch nicht hinausgekommen, obwohl er schon seit drei Monaten hier wohnte.

Ellery Peabody war bei ihm vorbeigekommen.

Der Mann war Engländer wie Shagger und vierzig Jahre alt. Er hatte eine spiegelnde Glatze, abstehende Ohren und eine hohe Stimme. Er war Kunsthändler und hatte sehr oft in Thailand zu tun.

Mia, die Nichte von Shagger, gefiel ihm sehr gut.

Shagger kippte einen Scotch.

»Noch immer nichts von Mia gehört, Mr. Shagger?« fragte Peabody, während er sich langsam über die breite Glatze fuhr.
»Nein!« knurrte der Schriftsteller angewidert.
Er sprang auf und rannte im Raum hin und her.
»Wie lange ist sie nun schon verschwunden?«
»Heute ist der vierte Tag.«
»Machen Sie sich denn keine Sorgen um das Mädchen?«
»Sorgen? Ich soll mir Sorgen um diese verdammte kleine Nutte machen? Pah. Daß ich nicht laut lache. Ich sage Ihnen, Peabody, es war ein ganz großer Fehler von mir, dieses verdorbene Ding nach Bangkok mitzunehmen. Ich hätte besser daran getan, sie in London zu lassen.«
»Ohne Aufsicht?«
»Warum denn nicht? Sie ist zwanzig. Sie sehen ja, was sie treibt. Haut einfach ab. Läßt sich vier Tage nicht blicken. Schlimmeres hätte sie in London auch nicht anstellen können. Da hätte ich es wenigstens nicht gewußt.«
»Vielleicht sollten Sie mal die Polizei…«
Shagger trank den nächsten Scotch.
»Sie sind verrückt, Peabody. Denken Sie, ich mache mich lächerlich? Denken Sie, ich gehe zur Polizei, und zwei Tage später kommt die kleine Nutte wieder nach Hause, wie eine streunende Katze, die von ihrem Kater genug hat! O nein. Das darf niemand von Norman Shagger verlangen. Wenn sie sich nicht wohl fühlt in meinem Haus, dann soll sie doch hingehen, wo der Pfeffer wächst. Dann kann ich wenigstens endlich arbeiten. Sie hat mich sowieso immer gestört. Und wenn ich getrunken habe, um mich in Stimmung zu bringen, hat sie mir Vorhaltungen gemacht. Das kleine, unverschämte Gör. Mir! Mir hat sie Vorhaltungen gemacht. Ich wäre ein Säufer hat sie mal gesagt. Ist das nicht verdammt frech für ein Mädchen von zwanzig Jahren? Ich sage Ihnen, ich wäre froh, wenn mein Bruder noch lebte. Wenn er nicht bei diesem Zugunglück ums Leben gekommen wäre, hätte ich ein unbeschwertes, sorgloses Leben. So aber sitzt mir andauernd dieses blonde Biest im Nacken und will mir sagen, was ich zu tun habe…«
»Ich finde Mia trotzdem sehr nett.«
»Ja. Natürlich. Sie finden sie nett, weil Sie nicht ihr Onkel sind. Als Mann würde ich sie auch nett finden. Sie hat eine schöne Figur. Sie hat ein hübsches Gesicht. Sie muß einem Mann gefallen, das ist klar. Ich aber sehe sie als ihr Onkel. Und als solcher kann ich nichts Gewinnendes an ihr feststellen.«
»Meinen Sie, daß sie mit einem Kerl… umherzieht?«
Shagger nickte.
»Davon bin ich überzeugt. Die hat doch immerzu der Hafer

gestochen.«

Ellery Peabody wurde rot.

»Ist das wirklich wahr, Mr. Shagger?«

»Was für einen Grund sollte ich haben, Sie zu belügen, Peabody. Möchten Sie noch einen Scotch haben?«

»Ja. Vielen Dank.«

Sie tranken.

Shagger warf die halb gerauchte Zigarette zum Fenster hinaus.

»Vielleicht ist sie in einem der öffentlichen Opiumhäuser verschwunden«, meinte er nachdenklich. »Zuzutrauen wäre ihr auch das. Schließlich war sie immer schon verdammt neugierig.«

Shagger zuckte die Achseln. Es war ihm egal, was aus Mia wurde.

Nur Scherereien mit der Polizei wollte er keine haben.

Nicht wegen Mia und auch sonst nicht.

***

Bangkok ist keine Stadt, sondern eine Ansammlung von unzähligen Dörfern im Mündungsbereich des Menamflusses, die Summierung von Hunderttausenden Häusern und Hütten auf hohen Bambuspfählen und Teakholzrammen, die sich wie Perlenschnüre in das Grün der Klongufer hängen, übersät von eben so vielen Sampans, den spitzschnabeligen Hausbooten und Lastschiffen, die das unentwirrbare Netz der Kanäle im üppigen Tropengarten des Menamdeltas zu einem einzigen schwimmenden Markt machen.

In einem schmalen Wasserarm lag Mia Shaggers kopfloser Körper im brackigen Wasser.

Als der Voodoopriester in seiner Hütte mit seinem schrecklichen Zauber begann, begann sich dieser nackte Mädchenkörper plötzlich zu bewegen.

Zuerst zuckte er nur.

Doch dann schaukelte er nicht mehr länger im flachen Wasser.

Er erhob sich, zog sich hinter Farnkräuter zurück.

Furchtbar sah der kopflose Mädchenkörper aus. Immer noch waren die Kratzspuren, die sich das Mädchen kurz vor seiner Enthauptung selbst zugefügt hatte, deutlich zu sehen.

Mias Hände zuckten hoch, als wollte sie jemanden erwürgen.

Ohne zu atmen kroch sie am steilen Ufer hoch. Das Klongwasser perlte über ihren gertenschlanken Körper.

Sie begann zu gehen.

Ein Rascheln begleitete alle ihre Bewegungen, als sie zwischen den hohen Tropengewächsen hindurchglitt.

Obwohl sie nichts sehen konnte, fand sie ihren Weg, mit einer unheimlichen Sicherheit.

Ein grauenvoller Zauber verschaffte ihr jene Zielstrebigkeit, die sie

brauchte, um heimzufinden.
Heim zu Norman Shagger.

***

Ein kleiner, liebenswürdigunkorrekter Beamter beachtete auf dem Flughafen Don Muang das Gepäck, das zu ihm hingeschoben wurde, überhaupt nicht.

Die große Uhr in der Flughafenhalle zeigte seit einer Viertelstunde 8.33 Uhr. Sie stand.

Zamorra und Jean-Paul Rovel waren nach einem achtzehnstündigen Flug in Bangkok eingetroffen.

»Mai bin rai«, sagte der junge Mann unter der Schirmmütze, blätterte gelangweilt in Zamorras Paß herum, stempelte ihn und malte auf ein Dutzend Koffer der Passagiere, die in Thailands Hauptstadt Station machen wollten, gelbe Kreuze.

Mai bin rai – Nur keine Aufregung.

Zamorra wandte sich an Rovel.

»Nun sind wir hier. Man sagt, Thailand wäre das letzte Paradies Asiens. Bangkok nennt man die Stadt der Engel.«

»Hoffentlich haben Sie recht, Professor!« seufzte der Chefredakteur und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Hoffentlich ist Nicole einem Engel begegnet. Und keinem Teufel!«

Sie winkten ein Taxi herbei.

Damit legten sie die dreißig Kilometer, die zwischen Flugplatz und der Stadt liegen, zurück.

»Sehen Sie da!« sagte Zamorra und machte Rovel auf einen großen Tempel aufmerksam, als das Taxi kurz anhalten mußte.

Frauen und Mädchen hockten, in bunte, hauteng eingeschlagene Sarongs gehüllt und Hibiskusblüten im Haar, auf den Steinfliesen des Tempels und tranken Tee, den sie über einer kleinen Öllampe zubereitet hatten.

Eine junge Mutter hatte die weiße Spitzenbluse abgestreift und ihren ebenholzfarbenen Säugling an die dicke Brust gelegt.

Im Schatten einer Tempelnische schliefen Kinder auf mitgebrachten Bastmatten.

Die Frauen schwatzten munter durcheinander und langten immer wieder mit schlanken Armen nach dem Inhalt dreier Reisschüsseln.

Ein goldener Buddha träumte unter tiefhängenden Augenlidern zu Zamorra und seinem Begleiter herüber.

Zwei Mönche in safrangelbem Überwurf gingen vorbei.

Dann fuhr das Taxi weiter.

»Es ist wirklich noch ein Paradies«, sagte Zamorra und lehnte sich in die Polsterung zurück.

Bald waren sie am Ziel.

Zamorra stieg aus.
Der Taxifahrer lud das Gepäck der beiden Männer aus und trug es zur Veranda.
»Ein herrliches Fleckchen Erde hier!« sagte der Professor und sog die würzige Luft ein.
Dann blickte er auf das bungalowähnliche Haus, das Nicole Duval zur Verfügung gestellt worden war.
Er nickte Rovel zu und meinte: »Mal sehen, ob sie da ist.« Dann marschierte er auf das Gebäude zu.

***

Da, wo die Mangroven einer Lichtung Platz machten, blieb Mia Shagger stehen.
Siebzig Meter weiter stand das Haus, in dem Norman Shagger wohnte.
Vor dem Haus stand der Jeep von Ellery Peabody.
Obwohl das Mädchen das Fahrzeug nicht sehen konnte, wußte es doch, daß der Jeep vor dem Haus stand.
Es war grauenvoll anzusehen, wie der nackte kopflose Körper nun einen Bogen um das Haus schlug.
Augenblicke später kletterte Mia bereits die Fassade zu ihrem Zimmer hoch.
Oben drückte sie mit einer sanften Bewegung das Fenster nach innen und glitt wie eine Schlange in den Raum.
Nun war sie wieder zu Hause.
Doch es war ein Monster aus ihr geworden…

***

»Ich bin sicher, daß sie früher oder später wieder erscheint«, sagte Norman Shagger mit vorgeschobener Unterlippe zu Ellery Peabody.
»Um ein Mädchen wie Mia braucht man sich keine Sorgen zu machen, verstehen Sie. Die fällt immer wieder auf die Füße. Wie eine Katze. Eines Tages wird sie in der Tür stehen, wird vielleicht nicht mal um Verzeihung bitten, wird auf ihr Zimmer gehen und wird ganz so tun, als wäre sie niemals weg gewesen. Sie werden es erleben, Mr. Peabody. So. Und nun vergessen wir dieses leidige Thema. Reden wir von etwas Erfreulicherem. Wie gehen Ihre Geschäfte?«
Peabody wollte gerade loslegen, da wurde er vom kurzen Hupen eines heranbrausenden Wagens unterbrochen.
Draußen vor dem Haus kreischten Bremsen.
Ein Wagenschlag wurde mit Elan zugeschmettert.
Dann trat ein junges schwarzhaariges Mädchen ein.
»Tag allseits«, sagte sie und reichte zuerst Shagger, dann Peabody die Hand.
Das rabenschwarze Haar hing ihr über die Schultern herab, bis exakt

auf die Brustspitzen.

Das dunkle Jadegrün ihrer schimmernden Augen kontrastierte auf eine bemerkenswerte Weise mit dem durchsichtigen Weiß ihrer Haut.

Ihr üppiger, voller Mund war sinnlich aufgeworfen. Das kurze Kleid zeichnete gezielt die hoch angesetzten spitzen Brüste nach.

Die baumelnden Ohrringe blitzten auch dann, wenn sie den Kopf stillhielt und bloß redete.

Sally Hancock war ebenso alt wie Mia.

»Na, wie sieht's aus, Mr. Shagger?« fragte das kecke, lebenslustige Ding.

»Wie soll's aussehen?« Der Säufer zuckte die Achseln.

»Mia schon wieder zu Hause?«

»Nein. Sie kennen doch Mia. Die kommt nicht so schnell wieder, wenn sie mal auf Abwegen geht.«

»Wieso denn auf Abwegen?«

»Ach was. Ich will nicht über meine Nichte reden.«

»Was haben Sie schon unternommen, um sie wiederzufinden?«

»Nichts. Absolut nichts. Weil ich sie nämlich gar nicht wiederfinden will!« knurrte Shagger.

»Finden Sie das richtig, Mr. Peabody?« fragte Sally nun den Glatzkopf.

Der Kunsthändler zog sich mit einem Achselzucken aus der Affäre.

»Ich bin nicht Mias Onkel, Sally. Er wird schon wissen, wie man sich verhält. Schließlich kennt er sie, seit sie auf der Welt ist.«

»Die kommt wieder, wenn sie vom Herumstreunen die Nase voll hat!« sagte Shagger mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Fällt mir nicht im Traum ein, sie zu suchen oder suchen zu lassen. Sie ist ohne mein Zutun fortgegangen. Dann soll sie gefälligst auch ohne mein Zutun wieder nach Hause kommen.«

»Rufen Sie mich an, wenn sie auftaucht?« fragte Sally Hancock und stand schon wieder in der Tür.

»Vielleicht.«

»Nicht vergessen. Ich habe Mia eine dufte Geschichte zu erzählen.«

»Sie mit Ihren Geschichten!« maulte Shagger. Sally war schon wieder draußen. Der Wagen brummte los. Dann fegte sie davon, eine mächtige Staubfahne hinter sich herziehend. »Das ist auch so eine!« brummte Shagger ärgerlich.

»Diese jungen Dinger können nicht genug vom Leben kriegen. Wozu ein anderer Jahre braucht, das würden die am liebsten alles in einer einzigen Woche konsumieren.«

***

»Bangkok verwirrt den Fremden durch die Vielfalt seiner Gesichter. Erst in den Tempelbezirken rund um den Königspalast löst sich der

Eindruck chaotischer, nicht mehr faßbarer Fülle in Stille auf«, las Jean-Paul Rovel von Nicole Duvals Manuskript ab. Er nickte Zamorra beeindruckt zu. »Ich wußte, daß sie das kann. Sie hat Stil, Ihre Sekretärin, Professor. Sie schreibt wirklich gut. Und sie weiß, worüber sie schreiben muß. Ich habe ein sehr gutes Gefühl bei der Sache. Sie wird einen packenden Reisebericht vorlegen.«

Das Haus war leer.

In der Küche fraßen sich Fliegen an Speiseresten satt, die vier bis fünf Tage alt waren.

Allmählich begann sich Zamorra Sorgen zu machen. Rovel hatte von Anfang an recht gehabt.

Hier war irgend etwas nicht in Ordnung.

Eine spürbare Gefahr lastete auf diesem Haus.

Nicole war von hier nicht einfach weggegangen. Nicht freiwillig hatte sie dieses Haus verlassen. Sie mußte dazu gezwungen worden sein.

Aber von wem?

Zamorra nahm sich einen Whisky.

»Auch einen?« fragte er Rovel, der sich immer tiefer in Nicoles Manuskripte hineingrub.

»Ja, bitte.«

»Man kann besser nachdenken«, sagte Zamorra, während er den Whisky durch die Kehle rinnen ließ. Dann stellte er das Glas weg.

Plötzlich war ihm, als stünde jemand in der Tür. Er hatte eine vage Bewegung aus den Augenwinkeln wahrgenommen.

Er wandte sich mit einem schnellen Ruck um.

»Darf man fragen, was Sie hier suchen?« fragte ein schwarzhaariges Mädchen. Sie hatte die Fäuste in die Seiten gestemmt und die Augenbrauen zusammengezogen.

Sie hatte englisch gesprochen, deshalb gab Zamorra englisch zurück: »Wer sind Sie?«

»Sally Hancock. Ich wohne hier in der Nähe. Und wer sind Sie?«

»Ich bin Professor Zamorra. Und dieser Herr ist Monsieur Rovel.«

»Der Chefredakteur?« fragte Sally und trat lächelnd ein.

»Sie kennen ihn?«

»Nicole hat oft von ihm gesprochen. Und von Ihnen auch, Professor. Ich weiß alles über Sie beide. Monsieur Rovel soll Nicole mal ihre Zöpfe abgeschnitten haben. Mit einem Taschenmesser. Das hat ein großes Gejammer gegeben, nicht wahr, Monsieur?«

Der Chefredakteur nickte schmunzelnd.

»Ja, das stimmt.«

»Und Sie sind Professor für Parapsychologie«, sagte Sally zu Zamorra. »Wissen Sie, daß Nicole eine Schwäche für Sie hat?«

»Hat sie das gesagt?«

»Braucht sie doch nicht. Ein Mädchen wie ich hört so etwas zwischen den Silben heraus. Was tun Sie hier? Nicole hat mir nicht gesagt, daß Sie kommen.«

»Wann haben Sie Nicole zuletzt gesehen?«

»Vor ein paar Tagen. Warum?«

»Monsieur Rovel und ich… wir machen uns Sorgen um sie. Rovel hat sie x-mal anzurufen versucht. Sie ist nie an den Apparat gegangen. Es hat den Anschein, als wäre sie seit ein paar Tagen nicht mehr in diesem Haus gewesen.«

»Unsinn. Wohin sollte sie denn gegangen sein? Es gefällt ihr doch hier gut. Ich war öfter mal bei ihr. Wir mögen uns. Nicole ist ein Prachtmädchen. Mein Vater handelt hier mit Kautschuk. Er würde sich bestimmt freuen, Sie beide kennenzulernen.«

»Hat Nicole nicht mal erwähnt, sie würde eine kleine Rundreise durch Thailand antreten?« fragte Professor Zamorra besorgt.

»Sie hat kein Sterbenswort zu mir gesagt. Deshalb glaube ich auch nicht, daß sie von hier fortgegangen ist«, erwiderte Sally Hancock.

Plötzlich stockte sie.

Sie setzte sich unaufgefordert, schlug die langen Beine übereinander, starrte zu Boden.

»Was ist?« fragte Jean-Paul Rovel nervös.

»Mir ist da eben etwas in den Sinn gekommen…«, antwortete Sally gedehnt.

»Was?« fragte Rovel schnell. »Was denn?«

»Kennen Sie Norman Shagger?«

»Nein«, sagten Zamorra und Rovel gleichzeitig.

»Ist’n verkrachter Schriftsteller. Engländer. Bildet sich einen Haufen darauf ein, daß er in London geboren und aufgewachsen ist. Er wohnt nicht weit von hier entfernt in einem netten kleinen Haus. Will ein Buch schreiben. Wenn Sie mich fragen, das gelingt dem nie. Er säuft einfach zu viel. Der hat niemals ‘nen richtig klaren Kopf. Und den braucht man doch, wenn man ein Buch schreiben will. Also dieser Mr. Shagger hat eine Nichte namens Mia. Ich bin mit ihr befreundet…«

Sally schüttelte den Kopf.

»Reden Sie weiter!« verlangte Rovel.

»Eigenartig«, sagte Sally Hancock.

»Was ist eigenartig?«

»Diese Duplizität.«

»Von welcher Duplizität sprechen Sie, Sally? So reden Sie doch. Sehen Sie nicht, daß wir uns um Nicole Sorgen machen?« ächzte Rovel.

»Mia Shagger ist auch seit ein paar Tagen spurlos verschwunden. Vorhin war ich bei dem Alten, um ihn nach seiner Nichte zu fragen. Er war so unfreundlich wie immer und sagte, daß Mia noch nicht

aufgetaucht wäre. Sie ist etwa genauso lang weg wie Nicole…«

»O Gott!« stöhnte Rovel.

Zamorra ließ sich von Sally den Weg zu Norman Shagger beschreiben.

Sie erbot sich, ihn hinzufahren, doch der Professor lehnte dankend ab.

»Ich werde mir einen Leihwagen kommen lassen«, meinte er.

Sally hob die Hand.

»Hierzulande fährt man links. Nicht vergessen, sonst kracht es.«

»Ist mir schon aufgefallen«, gab Zamorra zurück. Er begab sich nach nebenan und telefonierte mit der Leihwagenfirma. Die Sache war schnell geregelt.

Rovel hatte dem Mädchen inzwischen einen Martini eingeschenkt.

Sie nippte daran.

Rovel stand mit vor der Brust verschränkten Armen vor ihr und nage an seiner Unterlippe.

»Mia Shagger verschwunden. – Nicole Duval verschwunden. Sehen Sie da irgendeinen Zusammenhang, Sally?« fragte der Chefredakteur mit belegter Stimme.

Das schwarzhaarige Mädchen zog die Brauen zusammen. Eine steile Falte stand über ihrer Nasenwurzel.

»Ich will ja nicht den Teufel an die Wand malen…«

»Ja?« stieß Jean-Paul Rovel nervös hervor. »Ja?« Er hing mit seinen Augen an den Lippen des hübschen Mädchens.

»Seit Wochen wird hier nachts irgendwo in den Wäldern getrommelt. Fast jede Nacht…«, sagte Sally Hancock nachdenklich.

»Und?« fragte Rovel.

»Die Leute haben Angst. Ich meine die Thais. – Nicht die Ausländer. Die tun das Ganze als Humbug ab. Aber die Thais haben Angst.«

»Angst – wovor?« fragte der zurückgekehrte Zamorra hart.

»Es soll hier einen Voodookult geben«, sagte Sally.

»Wo?«

»Irgendwo in den Regenwäldern. So genau weiß das niemand. Und diejenigen, die davon wissen, die halten wohlweislich den Mund.«

»Und was tun die Anhänger dieser Voodoosekte so?« wollte Zamorra wissen.

»Keine Ahnung. Ehrlich nicht. Man hört sie nur nachts trommeln. Scheußlich hört sich das an. Richtig unheimlich. Mia meinte, sie würde sich diesen Zauber gern mal aus der Nähe ansehen. Nun ist sie verschwunden. Vielleicht hat sie sich den Zauber wirklich aus der Nähe angesehen. Und Nicole eventuell auch. Wer weiß.«

Rovel kippte schnell einen klaren Schnaps.

Ihm war so heiß, daß er sich die Krawatte vom Hals riß und das Hemd bis zum Gürtel aufknöpfte.

Der Schnaps trieb ihm noch mehr Schweiß aus den Poren.
»Voodoo also!« sagte Professor Zamorra nachdenklich.
»Das ist natürlich nur so eine Überlegung von mir!« meinte Sally Hancock.
»Was wissen Sie sonst noch über diese Voodoofeste?« fragte Zamorra.
»Sonst weiß ich nichts mehr. Niemand kann Ihnen mehr sagen. Wie ich schon erwähnte, die Leute haben Angst.«
»Vor den Trommeln?« fragte Zamorra ungläubig. »Das kann doch keinen so sehr erschrecken. Sally.«
»Vielleicht sind es auch die Leichen…«
»Was für Leichen?« schrie Rovel entsetzt auf.
»Mädchenleichen. Ohne Kopf. Sie wurden aus den Klongs gefischt.«
Rovel setzte sich zitternd vor Aufregung.
»Jemand köpft Mädchen?«
»Vielleicht diese Anhänger der Voodoosekte!« sagte Professor Zamorra.
»O Gott!« ächzte Rovel. »Wenn nun Nicole Duval… Nicht auszudenken, wenn sie diesen Bestien in die Hände gefallen ist … Ich bin schuld! Wenn ihr etwas zustößt oder schon zugestoßen ist, trifft mich die Schuld ganz allein. Ich habe ihr das Angebot gemacht, nach Bangkok zu fliegen, wollte ihr etwas Gutes tun. Aus reiner Freundschaft. Und nun habe ich sie … vielleicht habe ich sie in den Tod geschickt!«

***

Vor zehn Minuten war Ellery Peabody mit seinem Jeep fortgefahren.
Norman Shagger saß in einem bequemen Sessel und trank Whisky, während er genüßlich eine Pfeife rauchte. Er wechselte oft.
Manchmal war ihm das Stopfen einer Pfeife zu umständlich. Dann rauchte er Zigaretten.
Er paffte, goß sein Glas erneut voll.
Plötzlich vernahm er oben, in Mias Zimmer, dumpfe Geräusche, so als würde jemand dort herumrumoren.
Shagger erhob sich verblüfft.
Er starrte zur Decke hinauf. »Nanu!« brummte er und legte die Pfeife weg.
Etwas ratterte dort oben über den Holzboden.
»Was ist denn das?« fragte sich Shagger. Obwohl sein Geist vom vielen Whisky ohnedies schon stark umnebelt war, trank er noch ein Glas, bevor er sich anschickte, nach dem rechten zu sehen.
Dann stakte er mit unsicherem Schritt durch den Raum.
Jetzt polterte etwas.
Dann klopfte es.
»Ist das denn auf einmal ein Spukhaus?« fauchte der Schriftsteller

ärgerlich.
Er riß die Tür auf und trat aus dem Raum.
Vor ihm lag die Treppe.
Er war zu faul, sie hochzusteigen.
»Hallo!« brüllte er zornig. »Ist dort oben jemand? Mia! Bist du das?«
Nichts.
Keine Antwort.
»Verdammt!« knurrte Shagger. »Wer immer dort oben ist… Er möge auf der Stelle herunterkommen!«
Wieder klopfte es.
»Das ist doch die Höhe!« maulte Shagger mit gerötetem Gesicht.
»Was soll denn das Theater? Wer ist denn dort oben!«
Er bekam auch diesmal keine Antwort.
Grimmig griff er nach dem Geländer.
»Okay, okay. Dann komme ich eben hinauf!« stieß er wütend hervor.
Seine Beine waren schwer. Es kostete ihn einige Mühe, die Stufen hochzusteigen.
Der Alkohol verzerrte alle Perspektiven. Er ließ das Geländer zur gebogenen Schlange werden. Die Stufen wurden rund, als wären es Katzenbuckel.
»Na warte!« fauchte Norman Shagger zornig.
Er war sicher, daß Mia sich hinter seinem Rücken ins Haus gestohlen hatte.
Er war der Meinung, daß sie nun Angst vor ihm hätte und deshalb nicht herunterkäme.
Er würde ihr eine Strafpredigt halten, die sich gewaschen hatte.
Und wenn sie auch nur einmal Luft holte, um zu widersprechen, würde er sie ins Gesicht schlagen. Verflucht ja, das würde er tun.
Schnaufend erreichte er den ersten Treppenabsatz.
Eine seltsame Kälte kam aus dem Zimmer seiner Nichte.
Die Tür stand offen.
Aber Mia war nicht zu sehen.
»Mia!« rief Shagger. »Mia? Verdammt, komm sofort aus deinem Zimmer. Laß den Unsinn. Du weißt, daß ich solche Späße nicht mag. Komm herunter und erklär mir, wo du so lange gesteckt hast. Nun komm schon, du verfluchtes Ding!«
Ein Knarren.
Sonst nichts.
»Nun gut. Du hast es nicht anders gewollt!« zischte Norman Shagger gereizt. »Dann komme ich eben zu dir!«
Er schleppte sich die restlichen Stufen hinauf.
Die Kälte wurde immer intensiver.
Nun fiel sie ihm sogar auf. Er schauderte. Seine Zähne schlugen mehrmals hart aufeinander, ehe er die Kiefer wieder in der Gewalt

hatte.

»Wie ist denn diese Kälte möglich? Draußen ist es drückend heiß. Und hier drinnen…«

Atemnot quälte ihn.

Er machte sein Hemd weiter auf. Dann fuhr er sich über die mit Schweiß bedeckte Stirn.

Er stand auf der Schwelle zu Mias Zimmer.

Doch irgend etwas warnte ihn davor, einzutreten. Er tat dieses Gefühl mit einem ärgerlichen Kopfschütteln ab.

Blödsinn. Was sollte denn da drinnen schon passieren.

Das war Mias Zimmer. Und Mia verkroch sich irgendwo, weil sie vor ihm Angst hatte. Vielleicht schämte sie sich auch.

»Ich komme jetzt rein, Mia!« kündigte er mit geschwellter Brust an. Dann schob er das Kinn streitlustig nach vorn und machte die Ankündigung wahr.

Mia hatte auf ihre Weise von dem Raum Besitz ergriffen.

Gehäkelte bunte Kissen lagen auf dem schmalen Bett.

An den Wänden hingen Poster von englischen und amerikanischen Popsängern und -gruppen.

Die Kälte war schon so stark, daß Norman Shagger von einem heftigen Schüttelfrost erfaßt wurde.

Und plötzlich war da eine Bewegung, gleich neben der Tür.

Es war Mia.

Shagger zuckte herum.

Er starrte entgeistert auf den nackten Mädchenkörper. Ohne Kopf.

Shagger traten die Augen weit aus den Höhlen.

Er fuhr sich entsetzt über das zuckende Gesicht.

»O Gott!« röchelte er. »O Gott! Der verdammte Whisky. Ich darf nicht mehr so viel trinken. Das ist ja grauenvoll!«

Der Zombie, die wandelnde Voodooleiche, hob nun langsam die Hände.

Im selben Moment schnellte sich Mia von der Wand ab und fuhr dem erschütterten Onkel blitzartig an die Kehle…

***

Jean-Paul Rovel hing erledigt im Sessel. Zamorra brachte Sally Hancock nach draußen. Sie kletterte in ihren weißen Sportflitzer und drehte den Zündschlüssel um.

»Kommen Sie mal zu uns, Professor!« rief das Mädchen. »Wie gesagt: Vater würde sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Versprechen Sie mir, sich ein wenig nach diesem Voodoo-Tamtam umzuhören?« fragte Zamorra.

»Mach’ ich für Sie, Professor«, nickte das Mädchen, während es bereits die Touren hochzupfte. »Und Sie rufen mich unverzüglich an,

wenn Nicole wieder auftauchen sollte, ja?«
»Natürlich, Sally.«
»Meine Telefonnummer liegt irgendwo auf Nicoles Schreibtisch«, sagte das Mädchen und zischte ab.
Zamorra kehrte ins Haus zurück.
Rovel war inzwischen im Bad verschwunden. Zamorra hörte, wie sich der Franzose Wasser ins Gesicht klatschte. Dann war Stille im Bad.
Jetzt frottierte sich Rovel gewiß das Gesicht trocken.
Plötzlich ein gellender Schrei.
Zamorra hatte das Gefühl, das Blut würde in seinen Adern gerinnen, so gräßlich brüllte Jean-Paul Rovel im Bad.
Der Professor raste los.
Atemlos erreichte er das Bad. Er warf sich gegen die Tür. Sie flog auf.
Rovel lag zuckend auf dem Boden. Er war geistig nicht da.
Er schlug um sich, brüllte ununterbrochen und wehrte irgendwelche unsichtbare Angriffe ab.
Zamorra riß ihn hoch.
Rovel drosch ihm seine Faust ans Kinn. Zamorra flog zurück. Er warf sich erneut auf den Kreischenden. Er rüttelte ihn an den Schultern.
»Rovel!« schrie er. »Rovel! Ich bin es! Zamorra!« Es nützte nichts.
Der Franzose erkannte den Professor nicht. Er meinte, einen Todfeind vor sich zu haben.
Er schlug brüllend um sich und nach Zamorra.
Der Professor hatte Mühe, nicht k.o. zu gehen.
Er zerrte den Wahnsinnigen hoch und drückte seinen Kopf in die cremefarbene Waschmuschel.
Dann stopfte er den Gummistöpsel in den Abfluß und ließ schnell Wasser ins Becken laufen.
Rovel trat keuchend nach seinen Beinen. Zamorra umklammerte den Verrückten, so gut es ging. Sobald die Muschel voll war, preßte er den Schädel des Franzosen unter das Wasser.
Der Schrei wurde zu einem erstickten Gurgeln.
Rovel zuckte.
Die Atemnot rief einen konvulsivischen Anfall hervor.
Zamorra ließ ihn kurz Luft schnappen.
Sofort brüllte Rovel wieder los.
Noch einmal unters Wasser. Und noch einmal. So lange, bis der Franzose total erschöpft war.
Hustend, heulend und spuckend gab Rovel schließlich auf.
Zamorra schleppte ihn ins Wohnzimmer und warf ihn da auf die Couch.
»Zamorra!« stöhnte der Franzose verzweifelt.
»Erkennen Sie mich jetzt wieder?«
»Ich verstehe nicht…«

»Vorhin dachten Sie, ich wäre jemand anders.«
»Vorhin?«
»Im Bad!«
»Wieso im Bad?«
»Möchten Sie etwas trinken, Rovel?«
»Ja. Whisky. Viel Whisky.«
Zamorra brachte zwei Gläser. Randvoll. Sie tranken. Als die Gläser leer waren, fragte Zamorra: »Geht es wieder besser?«
Rovel nickte benommen. Das Wasser perlte noch auf seiner Stirn und in seinem Gesicht.
»Was ist passiert, Professor?«
»Das wollte ich Sie fragen, Rovel.«
»Mir… mir war plötzlich so schrecklich heiß«, sagte der Chefredakteur gedankenverloren. »Ich ging ins Bad. Da war mir auf einmal, als würde noch jemand im Bad sein. Ich konnte aber niemanden sehen. Trotzdem spürte ich ganz deutlich, daß da noch wer war. Und auf einmal sah ich es …«
»Was?« fragte Zamorra schnell.
»Dieses Ding…«
»Was für ein Ding, Monsieur Rovel?«
»Dieses schwarze Ding. Es hing über dem Spiegelschrank. Es sah grauenvoll aus…«
»Was war es?«
»Ein Totenschädel. Ein schwarzer Totenschädel war es. Ja, jetzt kann ich mich wieder ganz genau daran erinnern. Ein rabenschwarzer Totenschädel. Gott, hat der mich furchterregend angeglotzt. Und als er sein Maul aufriß, da wuchsen ihm schrecklich lange Zähne. Damit wollte er mich beißen. Ich schnappte über vor Angst. Ich wehrte mich verzweifelt gegen diese Angriffe. Was dann passierte, weiß ich nicht mehr. Plötzlich war alles so unnatürlich schwarz um mich. Ich hatte wahnsinnige Angst. Ich dachte, dieses Ungeheuer würde mich umbringen.«
Zamorra erzählte ihm, wie er ihn im Bad angetroffen hatte.
»Tut mir leid, daß ich Sie geschlagen habe, Professor«, meinte Rovel daraufhin verlegen.
»Ich konnte die Schläge vertragen«, gab Zamorra grinsend zurück.
Er erhob sich und ging ins Bad.
Er nahm sein silbernes Amulett zur Hand, das er an einer langen Kette um den Hals trug.
Er hatte es von Leonardo de Montagne, seinem Ahnen, geerbt.
Dieser silberne Talisman mit dem Drudenfuß und den geheimnisvollen Hieroglyphen, sowie den Tierkreiszeichen versehen, machte Zamorra zum Meister des Übersinnlichen. Damit vermochte er Dämonen zu vernichten. Mit diesem Amulett hatte er schon Armeen

von Scheusalen zertrümmert.

Er suchte mit dem silbernen Talisman das Bad ab.

Wenn sich dieses schwarze Monster, von dem Rovel erzählt hatte, noch im Raum befand, sich nur unsichtbar gemacht hatte, dann würde es durch das Medaillon sichtbar gemacht werden.

Zamorra fuhr die Winkel wie mit einem Geigerzähler ab.

Aber der Dämon befand sich nicht mehr im Raum.

***

Mia drückte gnadenlos zu.

Norman Shagger traten die Augen weit aus den Höhlen.

Er röchelte.

Er versuchte, sich aus dem schrecklichen Würgegriff des Zombies zu winden.

Doch Mia verfügte über ungeheure Kräfte.

Shagger glotzte fassungslos auf den Halsstumpf, der nur wenige Zentimeter von ihm entfernt war.

Er zweifelte an seinem Verstand. Was er sah, war so grauenvoll, daß es sein Gehirn einfach nicht akzeptieren wollte.

Mia drückte ihn brutal nach hinten.

Er hatte rasende Schmerzen im Hals. Die eiskalten Hände des Mädchens schnürten ihm mit erbarmungsloser Härte die Kehle ab.

In seinen Ohren brauste es schrecklich.

Vor seinen Augen flimmerte es.

Shagger knickte gurgelnd in den Knien ein. Sein Gesicht war von höllischen Schmerzen gezeichnet.

Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, versuchte er noch einmal, alles aufzubieten, was an Kräften in seinem alten, alkoholverseuchten Körper steckte.

Er rammte ihr mehrmals die Fäuste in den nackten Bauch.

Es klatschte, als würde er in einen nassen Sandsack schlagen.

Er trat nach den Beinen des Mädchens.

Sie ließ ihn los.

Er konnte auch diese Wendung nicht verstehen. Er hatte nicht mehr damit gerechnet, noch einmal von diesem schrecklichen Zombie loszukommen.

Und nun war er frei.

Sein Herz raste.

Er japste gierig nach Luft. Dann wirbelte er heulend herum und raste aus dem Zimmer seiner Nichte. Er jagte die Stufen hinunter, so schnell, wie er seit vielen Jahren nicht mehr gelaufen war.

Schreiend fegte er aus dem Haus.

Sein Gesicht war käsebleich.

Schweiß bedeckte die zuckenden Wangen. Er hatte nicht den Mut,

sich umzusehen.
Sein fiebernder Blick fiel auf einen Spaten. Sofort stürzte er sich darauf. Er bewaffnete sich damit.
Atemlos blieb er stehen.
Er vermochte nicht mehr weiterzurennen. Er war mit seinen Kräften am Ende.
Er hustete bellend. Schreckliche Schmerzen quälten ihn im Hals.
Aber er lebte noch. Gott sei Dank! Er lebte noch.
Mit vibrierenden Nerven schaute er auf den Hauseingang.
Dort oben war Mia über ihn hergefallen. Kein Zweifel. Es war Mia gewesen. Er kannte ihren schlanken Körper. Sie hatte oft Bikinis oder Tangas getragen, wenn es heiß gewesen war.
Dort oben war Mia.
Ohne Kopf.
Er fragte sich nicht, wieso sie ohne Kopf leben konnte, wieso sie sich ohne Kopf auf ihn hatte stürzen können.
Er nahm es einfach als gegeben hin, daß sie ohne Kopf nach Hause gekommen war und ihn umzubringen versucht hatte.
Was war das bloß für ein gräßlicher Spuk?
Plötzlich vernahm er oben ein kurzes Poltern.
Sein Kopf flog hoch.
Dort oben war Mia. Nackt stand sie auf dem Fensterbrett.
Das Sonnenlicht machte ihren Körper zu einem milchweißen Gebilde…
Schon schnellte sie sich vom Fensterbrett ab. Sie flog direkt auf Norman Shagger herunter.
Er hatte nicht einmal die Kraft, den Spaten schnell genug hochzureißen.
Da prallte ihr eiskalter, enthaupteter Körper bereits auf ihn.
Ihr Gewicht riß ihn zu Boden.
Er brüllte entsetzt auf, wollte sich unter ihrem Körper hervorwinden, wollte mit dem Spaten nach ihm dreschen.
Nach dem ersten Versuch gelang ihm das auch. Er kam brüllend auf die Beine.
Er schlug mit dem Spaten immer wieder auf den nackten Mädchenkörper ein.
Das scharfe Spatenblatt sauste tief in die lebende Leiche hinein.
Aber etwas, was tot ist, kann man nicht mehr töten.
Mia griff ihn mit ihrem zerschundenen Körper erneut an.
Und diesmal gelang ihr, was sie vorhatte. Norman Shagger starb unter ihrem grausamen, eiskalten Würgegriff.

***

Zwei Wagen kamen. Einer davon war der von Professor Zamorra

bestellte Leihwagen. Ein robuster Toyota. Blütenweiß.

Die Formalitäten waren schnell erledigt. Der Toyota blieb zurück.

Die Männer, die ihn gebracht hatten, fuhren im zweiten Wagen nach kurzem Aufenthalt weiter.

»Was haben Sie nun vor, Professor?« fragte Jean-Paul Rovel. Sein Gesicht war teigig. Der Schrecken zeichnete sich immer noch in seinen Zügen ab.

»Ich will mal unseren Nachbarn aufsuchen.«

»Sally Hancocks Vater?« fragte Rovel.

»Den anderen.«

»Norman Shagger?«

»Den«, nickte Zamorra. Er hatte Rovel eine Schlaftablette in den letzten Whisky praktiziert, ohne daß dieser etwas davon gemerkt hatte.

Rovel fühlte sich wie erschlagen. Er konnte die Augen nur noch mit Mühe offenhalten.

»Möchten Sie mitkommen?« fragte Zamorra der Form halber.

Er wußte, daß Rovel ablehnen würde. In seinem Zustand sehnt man sich nach Ruhe und nicht nach einer Autofahrt, selbst wenn sie noch so kurz ist.

Jean-Paul Rovel schüttelte tatsächlich sogleich den Kopf.

Mit gerümpfter Nase meinte er: »Ich weiß nicht, was mit mir los ist, Professor. Ich fühle mich hundeelend. Wie gerädert komme ich mir vor.«

»Daran ist dieses Erlebnis schuld«, meinte Zamorra.

»Kann schon sein. Aber ich verstehe nicht, wie mich das so schläfrig machen kann.«

»Sie haben sich zu sehr verausgabt. Der Körper will sich nun erholen. Während eines kurzes Schlafes kann er das am besten.«

»Sie sind mir nicht böse, wenn ich nicht mitkomme?«

»Nicht die Spur. Ich sag' bloß mal unserem Nachbarn guten Tag. Dazu sind Sie nicht unbedingt nötig. Wir können zu einem späteren Zeitpunkt noch mal bei Shagger hineinschauen, wenn er mir zusagt. Wenn nicht, haben Sie sich die Begegnung mit einem Ekel von Menschen erspart.«

»Meinen Sie nicht, daß dieses schwarze Ding noch mal hierher zurückkehren könnte?« fragte der Franzose ein wenig beunruhigt.

»Ich glaube, davor haben wir vorläufig Ruhe«, sagte Zamorra, wobei er aber lediglich einer Hoffnung Ausdruck verlieh.

Rovel bat ihn, in Anbetracht der unheimlichen Ereignisse, nicht zu lange fortzubleiben.

Zamorra versprach, so bald wie möglich zurückzukehren.

»Nur ein paar Fragen an Shagger«, sagte er abschließend. »Damit ich mir ein Bild über seine Nichte Mia machen kann.«

Zamorra setzte sich in den Toyota und brummte los.

Durch die Sonnenglut fuhr er zu Shaggers Haus. Die Straße führte durch einen dichten Bambuswald. Ein üppig grünender Garten.

Wasserbüffel suhlten sich im brackigen Wasser. Thai-Jungen waren dabei, mit einem Dreizack ein fischreiches Gewässer unsicher zu machen.

Die zappelnden Silberleiber mehrpfündiger Edelfische füllten ihre Bastkörbe.

Dann kamen die Mangroven.

Und dann kam das Haus von Norman Shagger.

Zamorra trat auf die Bremse und ließ den Toyota sachte vor dem einstöckigen Haus des Schriftstellers ausrollen.

Er kletterte aus dem Fahrzeug.

Kein Schreibmaschinengeklapper. Kein Anzeichen, daß hier jemand wohnte. Nur eine seltsame Kälte strich über Zamorras Nacken.

Er begab sich zum Eingang und klopfte an die offenstehende Tür.

Nichts.

»Hallo!« rief Zamorra in das Haus. »Ist jemand da?«

Keine Antwort.

Und dann ein leises Schleifen, irgendwo drinnen. Natürlich konnte es vom durch das Haus fegenden Wind hervorgerufen worden sein.

Zamorra tippte aber instinktiv darauf, daß sich dort drinnen ein Mensch bewegt hatte.

»Mr. Shagger!« rief der Professor mit lauter Stimme. »Sind Sie da?«

Wieder nichts.

Zamorra zuckte die Achseln.

Er war den Weg hierher nicht gefahren, um nun wieder kehrt zu machen, nur weil Shagger es nicht der Mühe wert fand, ihm zu antworten.

Er gestattete es sich selbst, in das Haus zu treten.

Nochmal vernahm er dieses knappe Geräusch.

Schriftsteller! dachte Zamorra ärgerlich. Bei denen ist fast immer irgendeine Schraube locker.

Da es möglich war, daß Shagger nach zuviel Whisky eingeschlafen war, rief der Professor den Namen des Engländers noch einige Male.

Rufend erreichte er das Arbeitszimmer des Briten.

Dort saß Norman Shagger.

Leicht nach vorn gesunken. An seinem Schreibtisch. In einem Drehsessel, dessen Lehne ziemlich hoch war.

Bei der Arbeit eingenickt! dachte Zamorra.

Er klopfte auch hier an die Tür.

»Mr. Shagger!« rief er laut.

Aber der Schriftsteller reagierte nicht. Das machte den Professor stutzig.

Er trat schnell ein. Die Kälte, die aus dem Raum kam und diesen bis zur Decke hinauf füllte, war so deutlich spürbar, daß man sie bemerken mußte.

Zamorra begriff sofort, daß hier etwas nicht in Ordnung war.

Eine solche Kälte ging normalerweise nur von Dämonen aus. Oder von Körpern, die Dämonen verfallen waren.

Beides konnte hier der Fall sein.

Deshalb nahm Zamorra blitzschnell sein Amulett ab.

Er lief damit auf den Mann zu. Vielleicht war Shagger selbst ein Dämon. Zamorra würde es sogleich wissen.

Er erreichte mit vibrierenden Sinnen den Drehsessel.

Er griff blitzschnell nach der Lehne und drehte das Möbel rasch herum.

Ein Blick genügte Zamorra, um zu begreifen. Dem Mann war nicht mehr zu helfen.

Jemand hatte ihm mit ungeheurer Kraft das Zungenbein gebrochen.

Schreckliche Würgespuren verunstalteten den Hals des Mannes.

Seine Augen waren noch im Tod weit aufgerissen. Grenzenloses Grauen spiegelte sich immer noch in ihnen.

Wie lange der Mann tot war, vermochte Zamorra nicht zu sagen.

Sehr viel Zeit konnte aber seit dem Mord noch nicht vergangen sein.

Plötzlich stockte ihm der Atem.

Vorhin hatte er Geräusche vernommen. Shagger konnte sie nicht hervorgerufen haben, der war tot.

Also befand sich noch jemand im Haus.

Der Professor sprang hoch, als er das dumpfe Stampfen von Schritten hinter sich hörte. Er wirbelte herum und sah einen nackten Mädchenkörper auf sich zurennen.

Gräßliche Wunden bedeckten den Körper, der keinen Kopf hatte.

Das Mädchen hatte einen Spaten hochgeschwungen, mit dem es Zamorra in diesem Augenblick den Schädel spalten wollte.

Schon sauste das scharfe Spatenblatt herab.

Des Professor hatte große Mühe, sich mit einem weiten Satz in Sicherheit zu bringen.

Dumpf schlug der Spaten in Shaggers leblosen Körper.

Der Zombie wandte sich sofort um.

Als das Mädchen den Spaten zum nächsten Schlag hochriß, rannte Zamorra auf den lebenden Leichnam zu.

Es gab für ihn nur die Flucht nach vorn, wenn er diese mörderischen Angriffe überleben wollte.

Das kopflose Monster sprang augenblicklich zurück, um Platz für den niedersausenden Spaten zu schaffen.

Wieder gelang es dem Professor, dem gewaltigen Hieb auszuweichen.

In derselben Sekunde warf er sich nach rechts und ergriff ebenfalls

mit beiden Händen den Spatenstiel.

Der Zombie riß wütend am Stiel. Sie drehten sich mehrmals wild im Kreis.

Möbel fielen um. Sie fegten mehrere Gegenstände von ihren Plätzen.

Was aus Glas war, zerschellte auf dem Boden.

Zamorra hob das linke Bein. Er trat mit einem schnellen Karatehieb nach dem eiskalten Mädchenkörper.

Mias Hände rutschten vom Spatenstiel ab. Sie knallte mit dem nackten Rücken gegen die Wand.

Zamorra schleuderte den Spaten weit hinter sich. Er wußte, daß er gegen den Zombie damit nichts ausrichten konnte.

Schon griff ihn Mia mit bloßen Händen an. Sie wollte ihn genauso umbringen wie ihren Onkel.

Doch bei Zamorra mußte sie Schiffbruch erleiden.

Zamorra war ihr durch sein Amulett bei weitem überlegen.

Sie merkte es sofort.

Ihre zuckenden Hände wollten ihm an die Kehle fahren.

Der Professor drosch sie blitzschnell nach unten.

Dann riß er sein funkelndes Amulett hoch und preßte es dem lebenden Leichnam mit ungeheurer Schnelligkeit gegen den häßlichen Halsstumpf.

Ein grauenerregender Seufzer entrang sich dem schrecklichen Körper.

Dann brach Mias Leib wie vom Blitz getroffen zusammen.

Der Bann war gebrochen.

Der Zauber des Voodoopriesters hatte seine Kraft verloren.

***

Sarit Pibul hieß der Voodoopriester. Er hockte grinsend in seiner Hütte und rieb sich die Hände.

Mia Shagger würde in seinem Auftrag dafür sorgen, daß in Bangkok das Grauen wie ein ekelhafter Schwamm zu wuchern begann.

Rajadhon allein schaffte das nicht.

Aber eine kopflose Leiche, die durch die Stadt zieht und alles tötet, was ihr über den Weg läuft, das schafft Panik.

Und Panik war genau das, was Pibul brauchte.

Es war ein Geschäft, bei dem er nur gewinnen konnte.

Je mehr Angst die Menschen hatten, um so mehr opferten sie ihm, damit er sie vor Unheil beschützte.

Er kicherte.

»Reich! Ich werde noch mal reicher sein als Bhumibol, unser König.«

Er starrte mit glühenden Augen auf die Puppe, die er angefertigt hatte.

Sie stellte Mia Shagger dar.

Er streckte die Hand aus und strich sanft über den Lehmleib.

»Mein Werkzeug!« murmelte er begeistert. »Mein schaurigschö- nes Werkzeug! Du treibst mir die Leute in die Arme. Diese verrückten Idioten. Sie werden all ihr Geld bringen, nur um ihr nacktes Leben behalten zu dürfen.«

Er kicherte teuflisch.

Plötzlich begann die Lehmpuppe auf eine seltsame Weise zu glimmen.

Sarit Pibul riß die Augen erschrocken auf.

»Was ist los mit dir, Mia?« fragte er entsetzt. Die Puppe geriet unglaublich schnell in Weißglut. Plötzlich zerplatzte sie vor den schockgeweiteten Augen des Voodoopriesters.

Der schnellte verstört hoch.

»Was soll das heißen? Was soll das heißen? Was hat das zu bedeuten?« schrie er wütend, während er mit den Füßen den Boden stampfte.

Die Puppe war zu dem Zeitpunkt zerplatzt, wo Zamorra den Zombie mit seinem Amulett erledigt hatte.

Das wußte Pibul nicht.

Er starrte nur fassungslos auf den Boden. Da, wo die Lehmpuppe gelegen hatte, war nun nichts mehr zu finden.

Die Puppe war verschwunden.

So etwas war dem Voodoopriester noch nie passiert. Dieses Erlebnis erschreckte ihn nicht nur, es machte ihn auch ratlos.

***

Schweißüberströmt stand Zamorra vor den beiden Leichen.

Die Kälte war aus dem Raum gewichen.

Ein sicheres Zeichen dafür, daß Zamorras Amulett ganze Arbeit geleistet und den Dämon für immer aus dem Haus gejagt hatte.

Was zurückblieb, waren zwei leblose Körper, denen der Professor mit einem drückenden Unbehagen gegenüberstand.

Zamorra wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der glänzenden Stirn.

Plötzlich spürte er ganz deutlich eine Bewegung hinter sich.

Rasend schnell fuhr er herum.

Da stand ein Mann. Etwa vierzig. Spiegelnde Glatze. Abstehende Ohren.

Eine hohe Stimme, die nun verdattert hervorstieß: »Um Himmels willen, was haben Sie getan?«

Zamorra wies kopfschüttelnd auf die beiden Leichen.

»Das ist nicht mein Werk.«

Der Professor ging auf den verdatterten Mann zu. Dieser ergriff hastig den Spaten und wirbelte ihn hoch.

»Bleiben Sie stehen, Mann! Kommen Sie keinen Schritt näher, sonst zertrümmere ich mit diesem Spaten Ihren Schädel!«

»Nehmen Sie doch Vernunft an. Ich habe damit nichts zu tun!« knurrte Zamorra.

»Das wird die Polizei klären, mein Lieber. Wer sind Sie? Was machen Sie in diesem Haus, he?«

»Mein Name ist Zamorra. Ich bin Professor für Parapsychologie.«

»Und weiter?«

Zamorra erzählte von Nicole Duval, die nicht sehr weit weg von hier wohnte und daß er von Sally Hancock erfahren hätte, daß Mia Shagger seit Tagen verschwunden wäre, genau wie seine Sekretärin.

Deshalb wäre er hierhergekommen, um mit Norman Shagger mal Kontakt aufzunehmen. Er habe aber den Mann tot vorgefunden, und dann hätte ihn dieser kopflose Mädchenkörper mit dem Spaten angegriffen.

Ellery Peabody lachte schrill.

»Dieses Schauermärchen glauben Sie doch selbst nicht, Mister!«

»Es ist kein Schauermärchen. Es ist die Wahrheit!« herrschte Zamorra den Engländer an. »Und nun legen Sie endlich den Spaten weg!«

»Damit es mir genauso ergeht wie diesen beiden?«

»Herrgott noch mal…«

»Die Polizei wird über Ihre Geschichte genauso lachen wie ich, Professor Zamorra. Wenn Sie wissen wollen, was ich von einem Typ wie Ihnen halte: Sie sind gar kein Professor. Sie sind ein ganz gewöhnlicher Halsabschneider, der abseits gelegene Häuser aufsucht, deren Bewohner umbringt und dann ihr Geld raubt.«

»Sie gehen zuviel ins Kino!«

»Was haben Sie mit dem Kopf des Mädchens gemacht? Sie sind ein widerwärtiges Scheusal.«

»Was wissen Sie über den Voodookult?« fragt Zamorra ernst.

»Fast gar nichts.«

»Wissen Sie, daß es einem Voodoopriester möglich ist, Tote zu neuem Leben zu erwecken?«

»Das ist doch Humbug.«

»Sie würden anders reden, wenn Sie alles das erlebt hätten, was ich schon hinter mich gebracht habe!«

»Sie sind ein ganz gerissener Mörder. Sie verbergen sich hinter der harmlosen Maske des biederen Bürgers. Dabei sind Sie ein ganz hinterhältiges, feiges, gemeines Mörderschwein, Zamorra!«

»Ich nehme an, daß dieses Mädchen während eines Voodoorituals enthauptet wurde«, fuhr Zamorra unbeirrt fort. »Von wem, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß der Voodoopriester sie nach ihrem Tod zu neuem Leben erweckt hat. Sie ist nach Hause gegangen und hat ihren Onkel umgebracht. Und dann wollte sie mich töten.«

»Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie den Voodoozauber gebrochen haben, Zamorra.«

»Doch, das habe ich.«

»Womit?«

»Damit«, erwiderte der Professor und zeigte dem Engländer sein Amulett.

»Das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie haben die beiden umgebracht. Die Voodoogeschichte haben Sie nur erfunden, damit ich Sie laufenlasse. Aber daraus wird nichts, Bester. Ich werde Sie der Polizei übergeben!«

»Wissen Sie wirklich nichts von den Voodoofesten, die hier in der Gegend Nacht für Nacht abgehalten werden? Haben Sie noch nicht davon gehört, daß mehrere Mädchenleichen ohne Kopf aus den Klongs gefischt wurden?«

Peabody nickte unsicher.

»Doch. Davon habe ich schon gehört.«

»Denken Sie, ich hätte alle diese Mädchen ebenfalls umgebracht?« fragte Zamorra giftig.

»Man sagt, daß es Rajadhon getan hat. Der Kopfjäger von Bangkok.«

»Rajadhon?«

»Der Dämon Rajadhon«, nickte Peabody.

Zamorra wies auf die entstellte Mädchenleiche.

»Dann hat sich Rajadhon auch ihren Kopf geholt!«

Ellery Peabody wußte nicht, wie er sich nun entscheiden sollte.

Zamorra sah nicht aus wie ein Verbrecher.

Das, was er gesagt hatte, hatte Hand und Fuß. War Mia Shagger ein Opfer von Rajadhon geworden?

Langsam ließ Peabody den Spaten sinken.

»Verzeihen Sie, Professor Zamorra. Sind Sie wirklich Professor?«

»Ja.«

»Mhm.« Peabody lehnte den Spaten neben sich. Er nannte seinen Namen, streckte Zamorra die Hand entgegen und drückte fest zu, als der Professor zugriff.

Und dann kam der Schock voll zur Wirkung.

Ellery Peabody kreiselte herum, rannte aus dem Haus und erbrach sich draußen.

Als Zamorra neben ihn trat, war sein Gesicht grün.

»Zwei Leichen!« röchelte Peabody erschüttert. »Eine sogar ohne Kopf. Das ist einfach zuviel für mich.«

***

Thailand ist der einzige Staat der Welt, der den Opiumgenuß nicht verfolgt.

Es gibt hier Hunderttausende von Opiumrauchern. Sie werden in

staatlich lizenzierten Opiumhäusern kontrolliert.

Für den Europäer sind die Opiumhäuser Bangkoks Stätten der Enttäuschung. Nichts ist hier zu finden von der wilden Romantik fernöstlicher Opiumhöhlen.

Der staatlich erfaßte süchtige Thai erhält vom Pächter des Hauses die gereinigte und mit einem erbsengroßen Opiumkügelchen beschickte Pfeife.

Auf einem der vielen Ruhebetten zwischen Bambuswänden und Fluren bleibt er dann mit sich allein.

Eine nüchterne Sache in einer nüchternen Umgebung, keine zehn Schritte vom lauten Verkehr der Hauptstadt des Landes entfernt.

Die Bilder der im Wachtraum lächelnden Männer und Frauen, der Jünglinge und Mädchen, haben etwas Gespenstisches.

Die Ansammlung der in den Bambuskäfigen dahindämmernden ausgezehrten Körper haben etwas Grauenhaftes an sich.

In einem solchen Haus verkehrte auch Sina, ein hübsches dreiundzwanzigjähriges Mädchen, das von der schrecklichen Droge nicht mehr loskam.

Sina brauchte den Opiumrauch. Wenn sie ihn nicht bekam, hatte sie das Gefühl, elend zugrunde gehen zu müssen. Dann quälten sie wahnsinnige Schmerzen, und schreckliche Angstträume jagten sie durch den Tag.

Es begann zu dämmern, als Sina das Opiumhaus verließ.

Allmählich klang die Wirkung des gerauchten Opiums in ihr ab.

Noch hatte sie jenes verzückte Lächeln um die Lippen.

Als sie an einer schmalen Hütte vorbeikam, stellte sich ihr ein junger Mann in den Weg.

Sie schaute ihn verschlafen an.

»Du?« fragte sie träge.

Der Junge verzog sein Gesicht zu einer unglücklichen, vorwurfsvollen Grimasse. Er war größer als Sina. Er wirkte kräftig, obwohl er schlank war.

»Du hast mir versprochen, dieses Haus nicht mehr aufzusuchen, Sina!«

»Ich weiß.«

»Warum hast du dein Versprechen nicht gehalten?«

»Es war mir nicht möglich, Pridhi.« Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Ich habe es versucht. Wirklich. Ich habe es ernsthaft versucht. Aber ich habe es nicht ausgehalten…«

»Warum bist du nicht zu mir gekommen? Ich hätte dir geholfen.«

Das Mädchen lachte schrill.

»*Du?* Du hättest mir geholfen? Wie hättest du mir denn helfen können, Pridhi Tharamat? Wie denn? Du weißt, daß mir nur auf eine Art zu helfen ist, wenn ich meine Anfälle kriege: nur mit einer

Opiumpfeife. Hättest du mir die Schmerzen abgenommen, die mich wie Ratten zerfressen haben?«

»Du weißt, daß ich es tun würde, wenn ich dazu in der Lage wäre, Sina.«

»Das kann man leicht sagen, Pridhi.«

»Ich meine es ernst, Sina.«

Das Mädchen schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht.

»Ja, ja. Ich weiß, Pridhi. Du liebst mich. Du liebst mich mehr als ich es verdiene. Oh, ich bin so schrecklich unglücklich. Warum habe ich nur mit diesem Opium angefangen? Sag mir warum? Ich komme nicht mehr davon los. Nie mehr.«

»Gemeinsam könnten wir es schaffen.«

»Das sind doch nur schöne Sprüche, Pridhi. Du weißt genau, wie unausstehlich, ja gefährlich ich werde, wenn man mir den Zugang zum Opium verwehren wollte.«

»Du machst dich damit kaputt, Sina.«

»Das wissen sie alle. Aber wer ist stark genug, um davon abzulassen? Zeige mir jemanden, der das geschafft hat, Pridhi. Sie sind alle zu schwach dazu. Ihr Körper verfällt. Sie sehen es. Aber sie können sich weder aus eigener Kraft noch mit fremder Hilfe aus den Klauen dieser furchtbaren Droge befreien. Sie sind verloren, Pridhi. Und ich bin es mit ihnen.«

Der Junge schüttelte wild den Kopf.

»Nein! Nein, Sina. So darfst du nicht reden!« schrie er verzweifelt.

»Wir dürfen nicht aufgeben, hörst du? Wenn du ganz fest willst, wird es dir gelingen, dich freizumachen. Ich habe dir angeboten, von hier fortzugehen…«

Sina lächelte seufzend.

»Fort? Wohin denn? Vor meinem Körper kann ich nicht davonlaufen. Und er wird immer wieder Opium verlangen. Egal, wo wir sind. Und ich werde schreckliche Dinge tun, um zu meinem Opium zu kommen. Ich würde in solch einem Zustand sogar töten. Sogar dich, Pridhi. Willst du das denn?«

Pridhi Tharamats Augen füllten sich mit Tränen.

»Soll es wirklich keine Rettung mehr für unsere Liebe geben, Sina?«

Das Mädchen hielt die Tränen nicht zurück. Glitzernd rollten sie über ihre Wangen.

»Ich bin zu schwach, Pridhi. Einfach zu schwach dafür. Ich wollte, ich könnte dagegen ankämpfen. Aber ich kann es nicht. Verzeih mir, Pridhi. Such dir ein anderes Mädchen. Bangkok ist voll von hübschen Mädchen. Ich kenne viele, die glücklich wären, wenn du ihnen deine Liebe schenken würdest. Ich bin deine Liebe nicht wert. Du vergeudest sie an mich. Wende dich einem Mädchen zu, das deine Liebe verdient. Laß uns auseinandergehen, ehe auch du in diesen tödlichen Strudel

hineingezogen wirst. Laß mich allein in den langsamen Tod gehen. Buddha möge dich beschützen.«

Sina trat einen Schritt zur Seite und ging dann weiter.

Tharamat stand wie angewurzelt da.

Das war nun das Ende, vor dem er sich so sehr gefürchtet hatte.

Es schnitt ihm schmerzhaft tief ins Herz.

Verzweifelt wandte er sich um. Sina bog um die Ecke und war nicht mehr zu sehen.

Aus. Es ist aus. Für immer, dachte der Junge. Eine furchtbare Leere gähnte plötzlich in ihm.

Er wollte sterben, so elend fühlte er sich.

Ohne Sina hatte sein Leben jeglichen Sinn verloren.

Geistesabwesend blickte er auf die Straße. Da fuhren eine Menge Autos.

Er rannte einfach los.

Doch Buddha beschützte ihn. Keiner der Wagen überrollte ihn.

Er war gezwungen weiterzuleben. Aber er war todunglücklich darüber.

***

Als Sina müde ihr Haus betrat, saß Sarit Pibul, der Voodoopriester, auf einem Stuhl mitten im Wohnzimmer.

Er lächelte das Mädchen seltsam an.

Sina erschrak nicht, als sie ihn erblickte. Sie ging auf ihn zu und fragte, was er in ihrem Haus zu suchen hätte.

Er verzog das Gesicht zu einem heimtückischen breiten Grinsen.

Seine stechenden Augen bohrten sich tief in ihre Pupillen.

Sie fühlte, wie ihr Widerstand ausgeschaltet wurde.

Wie aus weiter Ferne vernahm sie Pibuls Stimme: »Ich bin gekommen, um dir eine Mitteilung zu machen, die dich ungemein glücklich machen wird, Sina.«

»Eine Mitteilung?« fragte das Mädchen wie in Trance.

»Komm. Setz dich zu mir!« verlangte der Voodoopriester.

Sein schwarzer Havelock raschelte, als er nach einem Stuhl griff und ihn so stellte, daß ihm das Mädchen gegenübersaß, wenn sie sich darauf niederließ.

Sie wollte sich nicht setzen, wollte stehenbleiben, wollte Sarit Pibul, den sie fürchtete, auffordern, unverzüglich ihr Haus zu verlassen.

Aber sie setzte sich und hielt den Mund.

Der Voodoopriester hatte längst geistige Gewalt über sie.

Eine Gewalt, der sie sich nicht mehr entziehen konnte.

Sie konnte nur noch das tun, was dem Voodoomann genehm war.

»Was für eine Mitteilung?« fragte sie gedehnt.

»Eine Mitteilung ganz besonderer Art!« grinste der unheimliche

Priester. »Das, was auf dich zukommt, wird dich adeln, mein Mädchen. Es wird dich über alle anderen Mädchen stellen…«

»Ich bin doch ein Nichts…«

»Du *warst* ein Nichts. Von nun an bist du etwas ganz Besonderes, Sina. Ich bin gekommen, um dir mitzuteilen…« Der Voodoopriester kam ganz nahe, sprach mit hohler, eindringlicher Stimme, jedes Wort stark betonend. »Ich bin gekommen, um dir mitzuteilen, daß ich dich zu Rajadhons Braut machen werde!«

Sina schüttelte furchtsam den Kopf.

»Er wird mich töten.«

»Er wird dich zu sich holen, Sina! Du wirst das glücklichste Mädchen sein.«

»Er wird mich köpfen.«

»Rajadhon will dich haben, Sina. Du mußt ihn erhören. Wenn du ihn vergrämst, stirbst du tausend Tode.«

Sina nickte schläfrig.

Es war nur noch der Geist des Voodoopriesters, der aus ihr sprach.

Sie nickte und sagte: »Ja. Ich will Rajadhons Braut werden. Ich werde Rajadhon erhören. Ich werde ihn nicht enttäuschen.«

Der Mann im schwarzen Havelock grinste teuflisch.

»So ist es richtig, Sina. Komm jetzt. Wir müssen gehen. Es ist noch ein weiter, beschwerlicher Weg bis zu Rajadhon!«

***

Als die Nacht schon zur Hälfte um war, vernahmen Professor Zamorra und Jean-Paul Rovel das dumpfe Hämmern der Trommeln.

Zamorra war sofort auf dem Posten.

»Ist das dieser Voodoospuk?« fragte der Franzose nervös.

Der Professor nickte ernst.

»Heute nacht soll also wieder ein Mädchen dem Dämon geopfert werden«, sagte er.

»Ob Nicole dasselbe Schicksal ereilt hat, Professor?«

Zamorra hob überfragt die Schultern.

»Ich kann nur hoffen, daß dies nicht der Fall ist.«

Endlos dröhnten die gespenstischen Schläge aus dem finsteren Wald.

Zamorra traf einige Vorbereitungen.

»Was haben Sie vor?« fragte Rovel ängstlich. Er hatte einige Stunden tief geschlafen und fühlte sich etwas besser als am Nachmittag.

Seine Nerven waren aber immer noch stark angegriffen. Was Zamorra ihm nach seiner Rückkehr von Shaggers Haus erzählt hatte, hatte auch nicht gerade zu einer Besserung der Nervenkrise beigetragen.

»Ich werde mir die Zeremonie aus der Nähe ansehen!« knurrte Zamorra.

Er trug nun Stiefel und Jeans. Das Hemd war khakifarben.
»Sie wollen zusehen, wie sich der Dämon sein nächstes Opfer holt?« fragte Rovel entsetzt.
Zamorra blieb vor ihm stehen.
»Natürlich werde ich nicht zusehen, wenn er sie zu enthaupten versucht.«
»Werden Sie versuchen, ihn daran zu hindern?«
»Ich werde es nicht zulassen!« sagte Zamorra hart.
»Das kann Sie Ihren Kopf kosten!«
»Irgendwie müssen wir weiterkommen, Rovel!« erwiderte Zamorra ruppig. »Denken Sie an Nicole. Wenn sie noch lebt, dann ist es wichtig, daß wir sie so schnell wie möglich finden. Wenn sie aber nicht mehr lebt, ist es genauso wichtig, weitere Dämonenmorde zu verhindern.«
»Da bin ich ganz Ihrer Meinung, Professor!«
»Deshalb werde ich mir diese Zeremonie der Verdammten aus der Nähe ansehen. Und ich werde eingreifen, sobald das Leben eines Menschen gefährdet ist.«
Rovel nickte zustimmend.
»Ich komme mit!«
»Sie bleiben hier!« entschied Zamorra und schüttelte grimmig den Kopf.
»Ich lasse Sie nicht allein gehen, Professor.«
»Ich habe genug damit zu tun, auf mich selbst aufzupassen. Ich kann nicht auch noch auf Sie achtgeben.«
»Niemand verlangt das, Professor.«
»Das nicht. Aber ich wäre moralisch dazu verpflichtet.«
»Es hat keinen Sinn, Zamorra. Entweder Sie nehmen mich mit, oder ich laufe hinter Ihnen her. Das können Sie nicht verhindern. Vergessen Sie meine Gewissensbisse nicht. Ich habe Nicole Duval hierhergeschickt. Ich wollte ein gutes Werk an meiner Jugendfreundin tun. Es ist danebengegangen. Ich habe sie in Gefahr gebracht. Denken Sie, ich kann hier einfach sitzen und zusehen, wie Sie für mich die Arbeit tun? Außerdem hätte ich viel zuviel Angst, die Nacht allein in diesem unheimlichen Haus zu verbringen. Nein, nein, Zamorra. Sagen Sie, was Sie wollen. Ich komme auf jeden Fall mit Ihnen.«
Seufzend gab der Professor auf.
Zehn Minuten später verließen sie das Haus.
Sie strebten dem Tropenwald zu und stolperten dem gespenstischen Trommeln entgegen.

***

Sie krochen mit bis zum Zerreißen angespannten Nerven auf einen klobigen Felsen zu.

Lauter, immer lauter wurde das Hämmern der Voodootrommeln.
Ein zuckendes Feuer leuchtete zwischen den Ästen.
Zamorra erreichte den Felsen zuerst. Behutsam richtete er sich auf.
Rovel schleppte sich schweißüberströmt heran. Es war die Angst, die ihm den kalten Schweiß aus sämtlichen Poren trieb.
»Was kann man sehen?« fragte der Franzose. Er hatte nicht den Mut, den Kopf zu heben.
»Ein Mädchen«, flüsterte Zamorra leise. »Sie ist splitternackt. Eine Thai…«
Sina war das Mädchen.
Das Opium hatte ihren jungen, straffen Körper noch nicht verwüstet.
Sie wand sich in ekstatischen Krämpfen. Es war ein schaurig-schön anzusehender Tanz, den das Mädchen vollführte.
Ihre Züge waren wie aus Stein gemeißelt.
Der gleich einer Rose halb offenstehende Mund stieß seltsame Laute aus.
Über den geschlossenen Augen wölbten sich dichte Brauen.
Das Mädchen wiegte ihren nackten Schoß mit einer lasziven Herausforderung. Den Kopf hatte sie hochmütig zurückgeworfen.
Sie war hypnotisiert.
Sina lief mit kleinen Schritten zwischen den vier hochlodernden Scheiterhaufen hin und her. Sie konnte sich für keine bestimmte Richtung entscheiden.
Sie strauchelte und fiel. Sofort begann sie sich im Staub zu wälzen.
Schauderhaft lallend, keuchend, ächzend.
Die häßlich geschminkten Musikanten schlugen besessen auf ihre Trommeln ein.
Rovel leckte sich zitternd über die Lippen. Er stieß Zamorra leicht an.
»Wenn die uns hier entdecken, sind wir verloren, was?«
»Anzunehmen«, gab der Professor zurück.
Unwillkürlich griff sich Jean-Paul Rovel an den von der Angst zugeschnürten Hals.
Er wußte nicht zu sagen, was jetzt besser gewesen wäre, nach Hause – in das Haus von Nicole Duval – zurückzukehren, oder hierzubleiben.
Sina sprang auf und stampfte den Boden mit den nackten Füßen.
Und dann begann sie sich zu kratzen. Sie fetzte mit ihren Fingernägeln überall ihre ebenholzfarbene Haut auf.
Sie fletschte dabei die Zähne, ihre Nasenflügel blähten sich, als würde sie den Schmerz genießen.
Dunkles Blut quoll aus den tiefen Wunden.
Der Anführer der Musikanten trat auf die Tanzende zu und machte mit ihrem Blut seltsame Zeichen auf ihren Körper.
Er hob die Arme.
Die Trommeln verstummten.

»Was kommt jetzt?« fragte Rovel erschrocken. Er wagte immer noch nicht den Kopf zu heben.

Zamorra gab ihm keine Antwort.

Statt dessen hörte Rovel die donnernde Stimme des Mannes jenseits des Felsens: »Tochter der Sünde! Ich komme, um dich mit dem Blut der Vergebung zu bemalen! Mach dich nun bereit! Bete! Bete zu Asmodis! Bitte um deinen Tod!«

Als Jean-Paul Rovel das hörte, entrang sich seiner Kehle ein entsetztes Krächzen.

Gerade in diesem Augenblick war es totenstill gewesen.

Die Voodootänzer, die Voodootrommler, alle hatten das Krächzen vernommen.

Sie kamen sofort angerannt.

Wie eine wilde, überschäumende Woge wurden sie über den Felsen gespült.

Rovel sprang erschrocken auf. Zamorra empfing einen mit weißer Farbe beschmierten Voodoomann, der sich auf ihn herabstürzte, mit einem gewaltigen Fausthieb. Und auch den zweiten und den dritten schaltete er mit einem blitzschnellen, gezielten Schlag aus.

Rovel hatte weniger Glück.

Er klappte schon unter den wuchtigen Schlägen des ersten Angreifers zusammen.

Dann widmeten sich alle nur noch dem hochgewachsenen, kräftigen Zamorra.

Er schickte noch einige von ihnen zu Boden. Doch dann war da plötzlich eine dicke Keule, die rasend schnell hochgeschwungen und noch schneller auf seinen Hinterkopf geschmettert wurde.

Dieser mörderische Schlag raubte ihm für viele Stunden die Besinnung.

***

Das Erwachen aus solchen Ohnmachten ist immer schlimm.

Der ganze Körper scheint zu rebellieren.

Die Erinnerung ist zumeist verlorengegangen. Der Geschmack im Mund ist lästig und man hat das Gefühl, eine faule Zunge zu besitzen.

Über den Wipfeln des hohen Waldes graute bereits der Morgen.

Zamorra quälte sich ächzend hoch.

Er betastete mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen Hinterkopf.

Die Beule war ein gewaltiges Ding.

Übelkeit würgte ihn. Er hatte so viel mit sich selbst zu tun, daß er weder an die Voodoomänner noch an Rovel einen Gedanken verschwendete.

Benommen lehnte er sich an den kalten Felsen. Alles drehte sich um ihn herum, und wenn der Felsen nicht als Stütze für seinen

klapperigen Körper dagewesen wäre, wäre er noch einmal umgefallen.
Durst marterte ihn.
Sein Mund war völlig ausgetrocknet.
Er fuhr sich über das Gesicht.
Dabei fiel ihm auf, daß seine Hände zitterten.
Er schlug die zitternden Hände vor die Augen und verharrte so eine Weile. Er versuchte sich zu sammeln.
Nur mühsam gelang es ihm.
Allmählich kam wieder Ordnung in seinen verwirrten Geist.
Er ließ die Hände sinken, schaute sich um. Rovel war nirgendwo zu entdecken.
Unsicher machte er die ersten Schritte. Die Bewegung belebte seinen Körper.
Er ging um den Felsen herum.
Auch hier war Rovel nicht. Noch einmal erlebte Zamorra im Geist den Angriff der Voodooleute mit. Er sah Jean-Paul Rovel umkippen.
Warum war der Franzose verschwunden, während er, Zamorra, hinter dem Felsen liegen geblieben war? Hatten die Voodoomänner gedacht, ihm den Schädel eingeschlagen zu haben? Hatten sie geglaubt, er lebte nicht mehr?
Unwillkürlich tastete Zamorra nach seinem Amulett.
Vielleicht hatte es ihn vor dem bewahrt, was Rovel zugestoßen war.
Ein eiskalter Schrecken fuhr ihm in die Glieder.
Er erschauerte.
Das Amulett!
Man hatte es ihm gestohlen!

***

Jemand schlich ganz in Zamorras Nähe durch den dichten Busch.
Schlangengleich. Jedes Geräusch sorgsam vermeidend.
Die Person näherte sich lautlos dem Professor.
Zamorra hörte die näherkommende Gestalt nicht.
Über den Bäumen begann es Tag zu werden.
In der Tiefe des Tropenwaldes hielt sich die Nacht noch ganz kurze Zeit.
Und durch diese Düsternis schlich eine Person. Direkt auf Zamorra zu…

***

Der Professor erreichte die Scheiterhaufen. Sie waren schwarz und abgebrannt. Ätzender Rauch stieg noch von ihnen hoch.
In der Tiefe der Asche gloste sicher eine leicht zu entfachende Glut.
Zamorra suchte Rovel, doch er fand Sina.
Das nackte Mädchen lag hinter einem niedrigen Busch.
Sie war wie Mia Shagger enthauptet worden. Zamorras Herz

krampfte sich unwillkürlich zusammen, als er die nackte Mädchenleiche ansah.

Er hatte diesen neuerlichen Dämonenmord nicht verhindern können.

Rajadhon hatte sich ein neues Opfer geholt.

Was machte er mit all den Mädchenköpfen? Wohin brachte er sie?

Zamorra biß sich vor Wut die Unterlippe blutig.

Wie anmaßend war er doch gewesen.

Er hatte gedacht, das Leben dieses Mädchens retten zu können.

Doch statt dessen war nicht nur diese Thailänderin geköpft worden, sondern Rovel war noch dazu verschwunden.

Er holte tief Luft.

Ein neuer Mord. Ein verschwundener Rovel. Ein verlorenes Amulett. Schlimmeres hätte diese verfluchte Nacht wohl wirklich nicht bieten können.

Plötzlich ein Geräusch.

Nur ganz leise.

Aber Zamorras scharfe Sinne hatten sich inzwischen sehr gut erholt. Er reagierte völlig richtig.

Mit geballten Fäusten kreiselte er herum.

Er sah in ein junges, schlaffes Thaigesicht. Ehe ihn der Bursche angreifen konnte, war Zamorra schon bei ihm. Er schmetterte ihm seine Faust an die Kinnlade.

Der Junge stieß einen langgezogenen Seufzer aus und kippte wie ein gefällter Baum nach hinten.

Er blieb mehrere Minuten auf dem Boden liegen.

Zamorra kniete neben ihm nieder.

Er schlug ihn mehrmals mit der flachen Hand ins Gesicht.

Der Junge kam zu sich.

Erschrocken riß er die Arme hoch.

»Keine Angst, ich tu' dir nichts mehr, wenn du dich ruhig verhältst!«

»Sie sprechen unsere Sprache?« fragte der Junge erstaunt.

»Wie heißt du?«

»Pridhi Tharamat.«

»Warum hast du dich an mich herangeschlichen?« fragte Zamorra scharf. »Du wolltest mich überfallen, stimmt's?«

»Nein! Nein, das wollte ich nicht.«

»Wer saubere Gedanken hat, der schleicht sich nicht an einen Fremden heran!«

»Ich wollte Ihnen nichts tun. Wirklich nicht.«

»Was suchst du hier, Pridhi?«

Der Junge wies mit einer weinerlichen Miene zu dem Gebüsch, hinter dem das nackte Mädchen lag.

»Sie war mein Mädchen.«

»Wie hieß sie?«

»Sina. Sina Songgrams. Die Voodooleute haben sie Rajadhon geopfert.«
»War sie freiwillig hier?«
»Nein. Sie wurde hypnotisiert.«
»Erzähl mir von Sina«, verlangte Zamorra. Und so erfuhr er von der Opiumsucht des Mädchens und von dem Gespräch, das Pridhi Tharamat vor dem Opiumhaus mit ihr geführt hatte.
»Und wie kamst du hierher?« fragte Zamorra den Jungen weiter.
»Ich sah sie mit Sarit Pibul, dem Voodoopriester, aus ihrem Haus kommen. Das machte mir Angst. Ich wollte wissen, wohin der Priester sie bringt und schlich hinter den beiden her. Er brachte sie in eine Hütte. Ich wollte Sina von dort herausholen, aber da waren viele Männer. Sie hätten mich überwältigt. Damit hätte ich Sina nicht geholfen. Deshalb wartete ich ab. Als es Nacht geworden war, schafften sie Sina hierher. Oh, was bin ich für ein elender Feigling. Ich hörte die Trommeln. Ich sah Sina tanzen. Aber ich hatte nicht den Mut, sie zu retten. Ich erlebte aus der Ferne mit, wie Sie und Ihr Begleiter von den Voodoomännern überfallen wurden…«
»Was ist aus meinem Begleiter geworden?« fragte Zamorra schnell dazwischen.
»Ich weiß es nicht«, erwiderte Pridhi Tharamat. »Mich übermannte die Angst, als ich diese schreckliche Meute losstürzen sah. Ich zog mich tiefer in den Wald zurück. Ich verkroch mich im Unterholz und kehrte erst hierher zurück, als niemand mehr da war. Ich sah Sie dort hinter dem Felsen liegen und dachte, Sie wären tot.«
»Das dachten die Voodookerle vermutlich auch«, knirschte Zamorra.
»Dann… dann fand ich Sina. Ich verlor vor Schmerz fast den Verstand. Warum haben mir diese Bestien das angetan? Warum mußte Sina sterben?«
»Hat Sina manchmal über Voodoo gesprochen?« erkundigte sich Zamorra.
Pridhi schüttelte den Kopf.
»Niemals.«
»Dieser Sarit Pibul! Wo finde ich den?« wollte der Professor wissen.
Tharamat zuckte die Achseln.
»Das weiß ich nicht. Er wohnt in vielen Hütten. Doch niemand weiß genau, wo. Fast niemand. Nur seine engsten Voodoovertrauten.«
»Kennst du welche?«
»Nein.«
»Hör zu, Pridhi. Willst du, daß dieser mörderische Spuk ein Ende nimmt?«
»Ja, Herr. Ja. Natürlich. Jeder in Bangkok will das!«
»Bist du bereit, mir zu helfen, Pridhi?«
»Wie kann ich das, Herr?«

»Ich bin Professor Zamorra.«
»Wie kann ich Ihnen helfen, Professor?«
»Mach einen von diesen Voodoomusikanten ausfindig. Wenn du mir einen von diesen Teufeln zeigen kannst, ist das Spiel schon gewonnen. Er wird für uns das Ende eines roten Fadens sein, Pridhi. Wir brauchen den Faden dann nur noch aufzurollen und gelangen genau dahin, wohin wir wollen: erst mal zu Sarit Pibul, dem Voodoopriester, und in der weiteren Reihenfolge zu Rajadhon, dem Dä- mon.«
Pridhi Tharamat nickte eifrig.
»Ich habe nichts mehr zu verlieren, Professor Zamorra. Sina habe ich schon verloren. Sonst besitze ich nichts Kostbares mehr.«
»Dein Leben sollte dir die größte Kostbarkeit sein.«
»Es ist nichts mehr wert, seit Sina tot ist. Ich war zu feige, ihr zu helfen. Aber ich will versuchen, mit Ihrer Hilfe ihren schrecklichen Tod zu rächen, Professor.«
Zamorra half dem Jungen auf die Beine.
»Vielleicht weiß der *Rüsi* Rat«, meinte Pridhi Tharamat.
»Der Rüsi?« fragte Zamorra verwirrt. Tharamat nickte schnell.
»Der Eremit.«
»Gut«, sagte daraufhin Professor Zamorra. »Bring mich zu ihm.«

***

Die frühen Morgenstunden von Bangkok sind voller Wunder.
Pridhi Tharamat und Zamorra hatten ein Boot gemietet. Einen uralten Kahn, doch Pridhi konnte gut damit umgehen.
Der Dieselmotor des Mietbootes tuckerte unangenehm laut. Pridhi, der es übernommen hatte, Zamorra durch die Klongs zum Eremiten zu fahren, sagte, daß der einmal angeworfene Motor nicht mehr abgestellt werden könne. Mit einem Wort, der Kahn, der wie ein Fischdampfer in der schweren Dünung des kilometerbreiten Menamflusses rollte, war schwer reparaturbedürftig.
Der Nebenarm des Menam, in den sie hineinfuhren, wimmelte von Booten, die randvoll mit Kokosnüssen, Bananenstauden, Ananas und Melonen, mit leichtem Bambus und schwerem Teakholz beladen, stromabwärts trieben.
Lautlos, kaum vom Ruderschlag angetrieben, glitten die schlanken schwarzen Schnabelboote der Bettelmönche vorüber.
Aus allen Behausungen ergoß sich das Leben ans Wasser.
Mit den Kindern machte man hierzulande keine großen Umstände. Überall standen die Mütter bis zu den Brüsten im Wasser und schrubbten ihre Säuglinge.
Eine alte Frau besorgte umständlich, fast feierlich, neben einem Bambusgebüsch ihre Schönheitspflege.
Zehn Schritte flußabwärts schwenkte ein ebenholzfarbenes Mädchen

ihre Wäsche durch die dunkle Klongbrühe und bearbeitete die Leinenstücke auf die in ganz Asien übliche Weise: sie knüppelte die Wäsche auf einem großen Stein zusammen und schlug die so strapazierten Hosen, Jacken, Sarongs und Hemden, statt sie auszuwringen, mit weiten Armschwüngen gegen ein Brett.

Dicht neben diesem Idyll putzte sich ein Thai die Zähne. Er schöpfte die Schmutzbrühe mit den Händen in den Mund und gurgelte, bevor er die Zahnbürste an den nächsten Benutzer weiterreichte.

Nach einer Fahrt von dreißig Minuten erreichten sie das Haus des Rüsi.

Es war ein Pfahlbau, der verwittert und häßlich zwischen dicken Bäumen hing.

Hier schliefen die Schlangen in den Büschen. Hier hörte man nicht mehr den Lärm der Thais. Hier raschelte nur noch der spitzblättrige Bambus im Wind, und die Luft war von einem tausendstimmigen Konzert exotischer Vögel erfüllt, die sich nur durch das geschwätzige Volk zahlreicher Zwergpapageien mit wunderschönem Gefieder gestört fühlten.

Pridhi Tharamat band das Boot fest. Dann kletterte er an Land. ‘ Er wollte Zamorra die Hand reichen, doch der Professor schnellte sich kraftvoll ab und machte einen weiten Satz ans Ufer.

»Hier wohnt der Rüsi«, sagte der Thai.

Zamorra nickte stumm. Ringsherum begannen die Zikaden zu lärmen.

»Ich klettere zu ihm hinauf und rede mit ihm, Professor!« schlug der junge Thai vor.

»Tu das«, erwiderte Zamorra. »Aber laß mich nicht zu lange warten.«

Tharamat kletterte über eine ächzende Leiter zur Hütte hinauf.

Er verschwand Augenblicke später hinter einem bunten Holzperlenvorhang.

Der Eremit fluchte lauthals, als er gestört wurde. Doch schließlich beruhigte er sich.

Nun hörte Zamorra nur noch den Jungen sprechen.

Wenig später erschien oben zwischen den Schnüren Pridhi Tharamats Gesicht.

Er grinste und nickte.

»Der Rüsi will Sie anhören, Professor. Kommen Sie. Kommen Sie herauf!«

Zamorra kletterte die Leiter hoch.

Tharamat hatte den Kopf wieder zurückgenommen. Die Perlen zitterten noch.

Der Professor streckte die Hand aus und schlug die prasselnden Schnüre auseinander.

Die Hütte hatte kein Fenster. Es stank hier drinnen nach faulen

Lebensmitteln und Exkrementen.
Nur durch die Tür fiel Licht. Da Zamorra aber fast die ganze Tür ausfüllte, war es beinahe stockdunkel im Raum.
Auf dem mit Bastmatten bedeckten Boden krochen Schlangen herum.
Auch Schildkröten und Eidechsen bemerkte Zamorra. Seine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit.
Pridhi Tharamat hatte sich neben den Rüsi gesetzt.
Zamorra trat auf die beiden zu. Der Eremit war ein kleines, verhutzeltes, dreckiges Männchen. Sein Haar war schlohweiß.
Seine Augen waren klein und funkelten listig. Die Nase war gebogen wie der Schnabel eines Raubvogels.
Die Lippen waren schmal, vom spitzen Kinn hing ein dünnfädiger weißer Bart.
Der Mann schien so schwach zu sein, daß er sich nicht ohne fremde Hilfe erheben konnte.
Er atmete schwer, als hätte er Asthma.
Seine Beine waren krumm wie türkische Säbel. Er machte einen übelriechenden, verwahrlosten Eindruck auf den Professor.
Tätowierungen bedeckten seine eingefallenen Wangen.
Als er die Hand ausstreckte, um Zamorra mit dünner Stimme zum Sitzen einzuladen, sah der Professor Krallen an den Fingern, unter denen schwarze Schmutzränder prangten.
»Korbjai – Danke!« sagte Zamorra, nachdem er sich auf den Boden niedergelassen hatte.
Das listige Augenpaar des Rüsi musterte den Professor eingehend.
»Sie sind ein *Mo*? Ein Arzt?« fragte der Dürre.
Zamorra schüttelte den Kopf.
»Nein. Ich bin Professor für Parapsychologie. Kein Arzt. Parapsychologie ist…«
Der Eremit winkte mit einer schnellen Bewegung ab.
»Ich weiß, was Parapsychologie ist, Professor Zamorra. Weshalb sind Sie zu mir gekommen?«
»Ich dachte, Pridhi hätte es Ihnen bereits gesagt,«
»Pridhi Tharamat war Ihr Bote. Ich will es aus Ihrem Mund hö- ren.«
Zamorra begann bei Nicole Duval.
Er erzählte dem steinalten Mann, daß seine Sekretärin hierher nach Bangkok gekommen war, um einen Reisebericht über Thailand zu schreiben.
Doch sie hatte ihre Arbeit kaum begonnen, da verschwand sie aus ihrem Haus und wurde seither nicht mehr gesehen.
Zamorra erwähnte sein Abenteuer bei Norman Shagger. Er erzählte von Mia, und wie er ihr begegnet war.
Dann sprach er vom Voodookult und von den kopflosen Mädchenleichen, die man aus den Klongs geholt hatte.

Schließlich langte er bei der vergangenen Nacht an.

Wieder war ein Mädchen geköpft worden. Er hatte mit seinem Begleiter die Vorbereitungen zu diesem Mord miterlebt.

Er erzählte, wie die Voodooleute über ihn und über Rovel hergefallen waren.

Nun wäre auch Jean-Paul Rovel spurlos verschwunden.

Es fehlte nur noch eine letzte Erklärung. Die fügte Zamorra sogleich an.

Er sprach von seinem Amulett, mit dem er sich im Zweikampf mit Dämonen bisher stets bewährt hatte. Nun war dieses Amulett gestohlen worden, und somit war er jener Kräfte beraubt, die er gebraucht hätte, um Rajadhon wirksam zu schlagen, und schließlich zu vernichten.

Schweigend hatte sich der Rüsi Zamorras Geschichte angehört.

Dann nickte er, griff hinter sich und holte eine Flasche hervor.

Er teilte dreckige Blechbecher aus.

Eine Kobra kroch ihm über den Schoß. Er beachtete sie nicht.

In jeden Becher goß er eine grüne Flüssigkeit, die nach Knoblauch und Pfefferminze roch.

»Trinkt das!« verlangte er.

Zamorra und Pridhi Tharamat setzten den Becher an die Lippen, wie der Eremit es tat.

Der Professor mußte seinen Ekel unterdrücken. Das Getränk schmeckte abscheulich.

»Es ist gesund, was ihr hier trinkt!« sagte der Eremit mit hochgezogenen Brauen. »Nicht jeden lasse ich davon kosten. Es wird euch kräftigen. Ihr werdet sehr viel Kraft und noch mehr Mut brauchen, wenn ihr im Kampf gegen Rajadhon bestehen wollt.«

»Was ist das für ein Dämon, dieser Rajadhon?« erkundigte sich Zamorra bei dem Alten.

Der Eremit zog die Brauen zusammen.

»Rajadhon war vor vielen, vielen Jahren hier in Bangkok. Er hat Angst und Schrecken in dieser Stadt verbreitet. Er hat vielen Menschen den Kopf abgeschlagen, hat sehr viel Unheil über die Stadt gebracht. Eines Tages stand ein mutiger Mann auf. Der Mann verfügte über einen Zaubertrank, der der Kraft Rajadhons ebenbürtig war. Mit diesem Zaubertrank bewaffnet, begab sich der Mann in den Regenwald. Er stellte den Kopfjäger. Er zwang ihn, von diesem Trank zu trinken. Daraufhin verschwand Rajadhon. Für alle Zeiten, wie es schien. Doch nun hat ihn jemand zu neuem Leben erweckt. Die Wirkung des Zaubertrankes ist verschwunden. Rajadhon ist nach Bangkok zurückgekehrt, und er wird all die grauenvollen Dinge wieder tun, die er damals getan hat,«

»Das macht sich der Voodoopriester Sarit Pibul zunutze«, sagte Pridhi

Tharamat wütend. »Die Leute zahlen, was er verlangt, damit er sie vor Rajadhon beschützt!«

»Der Voodoopriester hat also Rajadhon auf die Erde zurückgeholt, um sich mit der Hilfe dieses Dämons zu bereichern«, meinte Zamorra nachdenklich.

Der *Rüsi* nickte. »So ist es.«

»Pridhi meinte, vielleicht wissen Sie Rat«, sagte Zamorra.

»Rat?« fragte der Eremit, als hätte er nicht verstanden.

»Wie können wir Rajadhon vernichten?« wollte Zamorra wissen.

»Trinkt erst noch aus«, verlangte der Eremit. Zamorra zwang sich, den Becher mit der grünen Brühe zu leeren.

Sein Magen wollte den grauenvoll schmeckenden Saft wieder hochschicken.

Es dauerte eine Weile, bis die Vernunft über den Körper gesiegt hatte. Und der grüne Saft blieb da, wohin ihn Zamorra geschickt hatte.

»Wo können wir Rajadhon finden?« fragte der Professor.

Es kribbelte ihn in den Händen. Er wollte endlich etwas gegen den Dämon unternehmen.

»So einfach liegt die Sache nicht, Professor Zamorra«, sagte der Dürre und schüttelte seinen häßlichen Schädel. »Sie kommen nur über den Voodoopriester an Rajadhon heran.«

»Wo finde ich Sarit Pibul?« fragte Zamorra sofort.

Der Alte zuckte die Achseln. »Er hat unzählige Verstecke.«

»Das hat mir schon Pridhi gesagt. Nennen Sie mir einige Verstecke, damit ich mit der Suche irgendwo anfangen kann!«

Der Eremit hob mit einem dünnen Lächeln die Hände.

»Sie sind so ungestüm, Zamorra.«

»Wundert Sie das? Ich hänge an meiner Sekretärin. Und ich sorge mich um Jean-Paul Rovel, den man entführt hat.«

»Die beiden sind gewiß noch am Leben.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Zamorra hastig.

»Nicole Duval und Jean-Paul Rovel befinden sich, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, bei Rajadhon.«

»Und wo steckt diese Greuelgestalt?«

Der Alte schüttelte langsam den Kopf.

»Nein, Professor Zamorra. Ich sagte bereits: so einfach liegt die Sache nicht. Rajadhon befindet sich an keinem Ort. Wenn ich also sage, Ihre Sekretärin und der Franzose befinden sich bei Rajadhon, dann heißt das, daß sie sich an keinem bestimmten Ort befinden, sondern das ist in gewisser Weise ein Zustand, können Sie mir folgen?«

»Kaum noch«, gab Zamorra offen zu.

»Bei Rajadhon zu sein, heißt, daß man sich in einem gewissen Zustand befindet. Nicole Duval und Rovel sind nicht auf dieser Welt, Professor Zamorra.«

»Wo sind sie dann?«
»Ja. Ja! Aber wo *ist* das? Wo? In der Hölle? Im Reich der Finsternis? Wo?«
»Sie befinden sich im sogenannten Zwischenreich Professor.«
»Und wie gelangt ein normal sterblicher Mensch dorthin?« fragte Zamorra verzweifelt. Die Sache schien schlimmer zu stehen, als er gedacht hatte.
»Erst einmal gelangt man mit Rajadhons Hilfe dorthin«, sagte der *Rüsi*.
»Das ist klar!« knurrte Zamorra.
»Zum zweiten würden Sie es eventuell mit Ihrem Amulett schaffen.«
»Aber das wurde mir gestohlen!«
»Sie müssen eben trachten, es wiederzufinden.«
»Das ist leichter gesagt, als getan. Ich weiß ja nicht mal, wer es zur Zeit besitzt.«
»Vermutlich hat es der Voodoopriester an sich genommen.«
»Dann sagen Sie mir endlich, wo ich diesen verdammten Kerl aufstöbern kann!«
»Haben Sie noch ein wenig Geduld, Professor Zamorra.«
»Wie kann ich das denn? Ich sorge mich um meine Freunde.«
»Hören Sie mich erst noch an!« verlangte der Alte ernst. Zwei Eidechsen schlüpften unter seinen dürren Beinen hindurch.
Hinter Zamorra zischte eine Schlange.
Der Professor spürte, wie ihm dabei kalt wurde. Er wandte sich nicht um.
Der Eremit lachte.
»Keine Angst. Meine Haustiere tun Ihnen nichts.«
»Fahren Sie fort!« verlangte Zamorra ungeduldig.
Der Rüsi nickte.
»Soviel mir bekannt ist, bedient sich der Voodoopriester einiger nahezu unüberwindlicher Zaubermittel. So zum Beispiel läßt er sich in seinen Hütten von lebenden Totenschädeln bewachen.«
Zamorra fiel sogleich wieder ein, was Ravel im Bad erlebt hatte.
Da hatte ihn ein schwarzer Totenschädel angegriffen. Also ein Gesandter von Sarit Pibul?
Nein. Der schwarze Schädel kam von Rajadhon, erklärte der Eremit, als Zamorra das erwähnte.
»Pibuls Schädel sind weiß«, sagte der *Rüsi*.
Er langte wieder hinter sich und brachte einen dunkelgrauen Lederbeutel zum Vorschein.
Mit einer schnellen Bewegung warf er ihn zu Zamorra hinüber.
»Was ist das?« fragte der Professor.
»Sehen Sie hinein!« verlangte der Eremit.
Zamorra tat es.

Ein weißes Pulver befand sich in dem Beutel.
»Was soll ich damit?«
»Für ein paar Bahts können Sie den Beutel haben, Professor.«
»Sie wollen mir dieses Pulver verkaufen?«
»Ja.«
»Was fange ich damit an?«
»Es lähmt die Zauberkraft der Schädel, die den Voodoopriester beschützen.«
Zamorra griff in die Tasche und gab dem Eremiten zweihundert Bahts.
»Das ist zuviel!« sagte der Rüsi.
»Behalten Sie das Geld trotzdem. Wenn ich mit diesem Pulver den Voodoopriester schachmatt setzen kann, ist es mehr als zweihundert Bahts wert.«
Der Eremit lächelte dünn.
»Sie sind sehr großzügig, Professor Zamorra. Sie gefallen mir. Ich wünsche Ihnen allen erdenklichen Erfolg im Kampf gegen Rajadhon.«
Zamorra steckte den Lederbeutel ein.
Der Rüsi hob die Hand.
»Ich will Ihnen noch etwas zeigen, Professor!« sagte er und brachte eine kindskopfgroße Glaskugel zum Vorschein.
Er stellte sie in die Mitte zwischen sich und Zamorra.
»Sehen Sie jetzt nur noch auf die Kugel!« verlangte der Alte. »Denken Sie an nichts anderes. Schauen Sie nur die Kugel an. Sie wird Ihnen Nicole Duval und Jean-Paul Rovel zeigen. Sie werden sehen!«
Zamorra starrte die Glaskugel erwartungsvoll an.
Es erfüllte ihn mit einer brennenden Freude, Nicole wiederzusehen. Wenn auch nur durch diese Kugel des Eremiten.
Trotzdem würde sie ihm zeigen, daß Nicole noch am Leben war.
Plötzlich begann die Kugel zu leuchten.
Immer greller wurde ihr Schein.
Die Hütte ringsherum versank in einer undurchdringlichen Dunkelheit.
Zamorra konnte den Rüsi nicht mehr sehen.
Und auch Pridhi Tharamat war nicht mehr zu erblicken.
Ein leises Knistern war zu hören. So, als würde nasses Holz brennen.
Der Schein der Glaskugel wurde noch intensiver.
Bald war das Gebilde so grell, daß seine Konturen verwischten.
Die Kugel wuchs vor Zamorras gespanntem Blick.
Sie wurde merklich größer, nahm die Gestalt eines menschlichen Kopfes an.
Eines Kopfes, dessen Schädeldecke durchsichtig war.
Zamorra sah pulsierendes Leben in grauen Gehirnwindungen.
Er sah ganz deutlich das Hirn, das sich in diesem Schädel befand.

Und in diesen Ganglien spielte sich auf einmal das ab, was er zu sehen hoffte.

Zamorra erblickte zwölf Mädchenköpfe. Sie steckten auf langen Spießen und lebten. Sie redeten miteinander.

Das war ein grauenvoller Anblick.

Aber Nicoles Kopf war nicht dabei. Zamorra fiel ein Stein vom Herzen.

Aus einer trüben Wolke tauchte plötzlich Jean-Paul Rovel auf.

Er hockte irgendwo auf dem Boden, starrte vor sich hin, war geistig anscheinend gelähmt.

Ein Stück weiter saß Nicole. Der Dämon hatte sie in einen ebensolchen Zustand versetzt.

Doch allein die Tatsache, daß Nicole noch nicht tot war, daß sie und Rovel noch am Leben waren, ließ Zamorra einen Freudenschrei ausstoßen.

Sofort krampfte sich das Gehirn in dem gläsernen Schädel zusammen.

In derselben Sekunde erlosch das Licht, Die Vision verschwand.

Aber Professor Zamorra war nicht mehr ganz so pessimistisch wie vorhin.

Er hatte Nicole und Rovel gesehen. Beide lebten. Das war für ihn die größte Freude.

Eine größere Freude hätte ihm der *Rüsi* gar nicht machen können.

***

Pridhi Tharamat hatte den Entschluß gefaßt, nicht mehr von Zamorras Seite zu weichen.

»Wir werden diesem Voodoopriester und seinem ganzen verfluchten Kult den Todesstoß versetzen, Professor!« hatte er gesagt, als sie die Hütte des Eremiten verlassen hatten.

Nun fuhren sie in die Klongs zurück.

In einem Speisehaus aßen sie zu Mittag.

Zamorra bestellte zwei Kanton-Menüs: Haifischflossensuppe, geröstete Entenhaut, Edelfisch vom Grill, Ingwer in süßem Sirup und Sojasoße, dann Austern, Pilze, Bambussprossen, die wie feinster Spargel schmeckten, dazu Reis.

Um ein Uhr betraten sie das verwaiste, bungalowähnliche Haus, aus dem Nicole Duval spurlos verschwunden war.

Um halb zwei kam Sally Hancock mit ihrem Sportwagen angeflitzt.

Sie hatte inzwischen erfahren, was in Shaggers Haus passiert war.

Ellery Peabody hatte es ihr erzählt. Natürlich war auch schon die Polizei dagewesen, und mit Sicherheit würde man sich auch noch an den Professor mit Fragen wenden.

Sally setzte sich unaufgefordert, wie es ihre Art war.

Sie schlug die langen schlanken Beine übereinander und verlangte

einen Drink.

Zamorra stellte ihr den Thai vor. »Er hat heute nacht sein Mädchen verloren«, sagte der Professor. Pridhi nickte.

Er dachte an den Aufenthalt in der Hütte des *Rüsi*.

Dort hatte er Sina wiedergesehen. Er hatte ihren Kopf gesehen, der auf einem der zwölf Spieße steckte. Dieser Anblick hatte ihm das Herz gebrochen.

Er war nur noch voll abgrundtiefem Haß gegen Pibul, den Voodoopriester, und gegen Rajadhon, den grausamen Kopfjäger.

Sally schaute sich um.

»Wo ist Rovel?«

»Er ist heute nacht verschwunden« antwortete Zamorra.

»Einfach verschwunden?« fragte das Mädchen verblüfft.

Der Professor erzählte ihr, wie es dazu gekommen war.

Sally riß die Augen beinahe ehrfürchtig auf.

»Was? Das haben Sie sich getraut, Professor? Sie waren in der Nacht bei den Voodoomännern? Dazu gehört aber allerhand Mut!«

»Ich werde noch weiter gehen!« knirschte der Professor. »Rajadhon muß mir meine Freunde wiedergeben!«

»Wie wollen Sie das denn erreichen?«

Zamorra hob die Schultern. »Ich habe noch keinen Plan.«

»Aber ich. Ich hätte einen Plan, Professor!« sagte das quirlige Mädchen schnell.

Zamorra schaute Sally Hancock verwirrt an.

»Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat geben, sich aus dieser Sache herauszuhalten, Sally.«

»Sie haben noch nicht einmal gehört, was ich sagen will!«

»Mit Rajadhon ist nicht zu spaßen. Der holt sich schneller Ihren Kopf, als Sie Ihren Namen sagen können!« knurrte der Professor.

»Darf ich nun wenigstens mal reden?« fragte Sally Hancock mit einem schelmischen Schmunzeln um die Lippen.

»Okay. Reden Sie. Aber seien Sie versichert, daß ich Ihren Plan von vornherein verwerfen werde.«

Sally verlangte noch einen Drink.

Pridhi bediente sie aufmerksam. Sie nippte am Whisky.

Dann rückte sie mit dem heraus, was sie vorhatte. Es war haarsträubend.

Sie sagte: »Ich werde mich dem Voodoopriester als Opfer anbieten!«

»Wissen Sie, wo man den Priester findet?« fragte Zamorra sofort lauernd.

»Nein. Das weiß ich nicht. Aber ich bin sicher, wenn ich genügend lange herumrede – bei den richtigen Leuten, meine ich –, brauche ich ihn nicht zu finden. Dann wird *er* mich finden.«

»Sie sind wahnsinnig, Sally!« sagte Zamorra ernst. »So etwas dürfen

Sie unter gar keinen Umständen tun. Möchten Sie so enden wie Mia Shagger und elf andere junge hübsche Mädchen?«

»Sie wollen doch Rajadhon vernichten, oder?«

»Ja. Aber nicht um diesen Preis. Nicht dadurch, daß Rajadhon Sie dafür tötet! Das wäre in größtem Maße unverantwortlich von mir, wenn ich so etwas zuließe. Nicht mal im Traum denke ich daran, Ihr Angebot anzunehmen.«

»Wissen Sie, wo Rajadhon steckt?« fragte Sally ungerührt.

»Ich weiß nur, daß er sich in einem Zwischenreich aufhält, zu dem kein Mensch Zutritt hat.«

»Sehen Sie. Wir müssen Rajadhon also aus diesem Zwischenreich herauslocken, wenn wir ihn vernichten wollen.«

»Kommt nicht in Frage. Nicht so. Ich will nicht, daß Sie Ihr Leben so leichtfertig aufs Spiel setzen!« sagte Zamorra ungehalten.

»Kennen Sie einen anderen Weg zu Rajadhon?« fragte Sally Hancock schneidend.

»Haben Sie mit Ihrem Vater darüber gesprochen?« fragte Zamorra zurück.

Sally lachte.

»Den würde der Schlag treffen. Nein. Ihm kann ich das nicht sagen.«

»Sie lassen die Finger davon! Hören Sie? Sie unternehmen nichts in der Art. Das wäre Selbstmord, Mädchen. Das wäre in höchstem Maße unverantwortlich von Ihnen.«

»Wem gegenüber?«

»Ihrem Vater gegenüber zum Beispiel. Und jenen Leuten gegen- über, die Sie dann aus der tödlichen Gefahr holen müßten, in die Sie sich begeben haben!«

Sally trank den Whisky schnell aus.

Sie stellte das Glas weg und erhob sich. Ein seltsames Feuer brannte in ihren Augen.

Dieses Feuer beunruhigte Zamorra.

»Ich dachte mir gleich, daß Sie so reagieren würden, Professor.«

»Ich werde noch heute mit Ihrem Vater reden, damit er Sie zur Vernunft bringt!« knurrte Zamorra.

Sally Hancock schüttelte schmunzelnd den Kopf.

»Da haben Sie leider kein Glück. Vater ist vor einer halben Stunde nach Singapur abgeflogen.«

»Sally, ich muß Sie noch einmal mit Nachdruck warnen…«

»Geben Sie sich keine Mühe, Professor. Wenn ich mal einen Plan habe, dann kann mich nichts auf der Welt mehr davon abbringen.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich kann verflucht stur sein, wissen Sie?«

»Sie rennen in Ihr Verderben, Sally.«

»Ich kenne einen Professor für Parapsychologie, der das Schlimmste gewiß verhindern wird!« erwiderte das Mädchen und ging auf die Tür

zu.

Zamorra saß perplex da. Er war unfähig, etwas zu erwidern.

Als Sally schon halb draußen war, sagte sie noch: »Das, was ich tun werde, ist das mindeste, was ich für Mia Shagger und Nicole Duval tun kann, Professor. Deshalb muß ich es tun. Ich hätte sonst keine Achtung mehr vor mir selbst. Ich rufe Sie an, wenn's losgeht!«

Dann war sie draußen.

Ehe Zamorra den Kloß hinuntergeschluckt hatte, der in seinem trockenen Hals steckte, brauste das Mädchen bereits davon.

***

Sicherheitshalber rief Zamorra bei den Hancocks an.

Vielleicht hatte Sally gelogen. Vielleicht war ihr Vater gar nicht nach Singapur unterwegs.

Er war es doch.

Jedenfalls ging keiner an den Apparat, obwohl es der Professor ziemlich lange läuten ließ.

»Dieses Mädchen hat sehr, sehr viel Mut, Professor«, sagte Pridhi Tharamat beeindruckt. »Ich wollte, ich hätte ebensoviel wie Sally Hancock.«

»Dieses Mädchen ist total übergeschnappt, mein Lieber!« knurrte Zamorra ärgerlich. »So sieht's in Wirklichkeit aus. Bei Sally ist eine Schraube locker, sonst hätte sie niemals einen solch tödlichen Plan gefaßt.«

»Sie rechnet damit, daß wir sie beschützen.«

»Und wie? Kannst du mir sagen, wie wir das anstellen werden, Pridhi?«

Der Thai seufzte niedergeschlagen.

»Es wird sehr schwer sein, Professor.«

»Es wird beinahe unmöglich sein!« verbesserte Zamorra.

»Aber es wird uns gelingen. Sie haben das Herz eines Tigers, Professor. Und wenn Sie erst mal Ihr Amulett wiederhaben…«

»Ja! Wenn, Pridhi! Wenn! Aber werde ich es jemals wiederfinden?«

»Ich bin sicher.«

Zamorra winkte ächzend ab.

»Ich geb's auf. Du bist genauso ein unverbesserlicher Optimist wie dieses Mädchen, Pridhi.«

Zwei Stunden später kam ein Anruf von der Polizei.

Eine halbe Stunde danach erschienen zwei freundliche Thais. Korrekt gekleidet. Sie wiesen sich als Kriminalpolizisten aus.

Zamorra bat sie, Platz zu nehmen. Er bewirtete sie und stand ihnen dann Rede und Antwort, solange sie wollten.

***

Zwei Tage und zwei Nächte vergingen.

Pridhi Tharamat wohnte bei Zamorra. Er hatte gesagt, er wolle erst dann wieder nach Hause gehen, wenn das Abenteuer siegreich überstanden war.
Wenn nicht, würde er sein Heim nie mehr wiedersehen, denn dann würde er da hinkommen, wo Sina jetzt schon war.
Nachts wurde nicht getrommelt.
Es wurde keine Mädchenleiche aus den Klongs gefischt.
Alles blieb ruhig.
Und Nicole und Rovel blieben nach wie vor verschollen.
Wenn Zamorra die beiden nicht in der Glaskugel des *Rüsi* gesehen hätte, wäre er davon überzeugt gewesen, daß sie nicht mehr lebten.
So aber wußte er, daß sie sich in Rajadhons Zwischenreich befanden, und er hoffte, so bald wie möglich Zugang zu diesem Reich zu bekommen.
Von Sally Hancock kam auch kein Lebenszeichen mehr.
Zamorra befürchtete bereits Schlimmes, da rief ihn das quirlige Ding am Abend des zweiten Tages an.
»Was gibt's, Sally?« fragte Zamorra erleichtert. »Pridhi und ich haben uns schon große Sorgen um Sie gemacht.«
»Ihre Sorgen waren bisher völlig unbegründet, Professor. Trotzdem danke ich Ihnen dafür.«
»Was heißt *bisher*? Warum haben Sie nicht abgehoben, wenn ich anrief? Ich hab's mindestens fünfmal täglich versucht.«
»Ich war nicht zu Hause. Ich war unterwegs.«
»Was haben Sie getrieben, Sally?«
»Oh, ich habe mit einer Menge Leute gesprochen. Jedem von ihnen sagte ich, daß ich das Leben satt hätte. Bis obenhin. Daß ich den Tod von Mia nicht überwinden könne und daß ich es begrüßen würde, wenn Rajadhon mich zur Braut nähme.«
Zamorra hielt die Sprechmuschel zu.
Tharamat saß neben ihm.
Er schaute ihn mit schreckgeweiteten Augen an und sagte zu dem Thai: »Mein Gott! Sie ist wirklich meschugge, Pridhi.«
»Was haben Sie erreicht, Sally?« fragte der Professor dann schnell.
»Eigentlich nichts. Ich habe bloß mal meine Netze ausgelegt. Nun heißt es warten.«
»Ist Ihr Vater immer noch in Singapur?«
»Ja, Professor.«
»Wie lange bleibt er noch weg?«
»Zwei, drei Tage. Er ruft vorher an, wenn er zurückkommt.«
»Sie sollten nicht allein in diesem Haus wohnen bleiben, Sally.«
»Was sollte ich Ihrer Meinung nach denn tun?«
»Schnellstens hierherkommen. Irgendwie würden wir Sie hier schon noch unterbringen.«

»Kommt nicht in Frage, Professor. Ich habe diese Sache nicht angefangen, um sie vorzeitig abzubrechen.«

»Sally!« schrie Zamorra ärgerlich in die Sprechmuschel. »Die Voodooleute wetzen vielleicht schon ihre Messer.«

»Das war ja der Zweck der Aktion.«

»Mein Gott, warum mußten Sie ausgerechnet jetzt den Verstand verlieren?« ächzte Zamorra.

Sally Hancock lachte unbekümmert. Sie schien noch nie ernstlich in Gefahr gewesen zu sein.

»Eigentlich wollte ich ja erreichen, daß mir einer der Männer, mit denen ich redete, die Adresse von Sarit Pibul gibt. Ich meine die Adresse, wo ich den Voodoopriester antreffen kann. Aber diese Kerle sind verflucht vorsichtig. Sie nahmen zwar zur Kenntnis, was ich ihnen erzählte, aber sie ließen sich keinerlei Interesse anmerken. Sie ließen mich alle wieder gehen. Sie sagten nur, wenn Rajadhon es gefällt, dann wird er sich schon bei mir melden.«

»Was dagegen, wenn wir uns in der Nähe Ihres Hauses auf die Lauer legen, Sally?« fragte Zamorra schnell.

»Genau darum wollte ich Sie eigentlich bitten«, erwiderte Sally.

»Warum sagen Sie das denn nicht gleich!«

»Wenn ich ehrlich sein soll, ich will ja nicht wirklich Rajadhons Braut werden.«

»Wir fahren sofort los!« versprach Zamorra.

»So sehr eilt es nicht«, gab das Mädchen lachend zurück. »Es ist seit zwei Tagen nichts mehr geschehen…«

»Eben deshalb bin ich der Meinung, daß heute was passieren könnte!« sagte Zamorra und schleuderte den Hörer in die Gabel.

»Komm!« sagte er zu Pridhi Tharamat »Ich glaube, heute nacht geht's los.«

***

Eine schwarze Gestalt trat zwischen den Rhododendren hervor.

Sarit Pibul, der Voodoopriester, richtete hastig seinen schwarzen Havelock.

Seine Augen verengten sich.

Er musterte das friedliche Haus, in dem Sally Hancock wohnte.

Die Dachschindeln waren rot. Das Gebäude war aus Holz.

Pibul schaute sich kurz um. Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Die Gelegenheit war günstig.

Mit schnellen Schritten näherte sich der teuflische Voodoopriester dem Gebäude.

Er lauschte kurz an der Tür. Drinnen sang ein Mädchen mit glockenheller Stimme.

Der unheimliche Mann grinste breit. Lange wird sie so nicht mehr singen, dachte er.

Dann klopfte er. Schritte kamen auf die Tür zu. Ein Schlüssel wurde herumgedreht.

Sally trug einen hautengen Pulli und knapp sitzende Shorts.

Der Voodoopriester verneigte sich höflich.

»Sie wünschen?« fragte Sally, als sie ihre Stimme wiedergefunden hatte. Sie war ein wenig erschrocken, als sie die finsteren Augen des Mannes erblickt hatte.

»Ich bin Sarit Pibul«, sagte der Thai freundlich.

»Pibul, der Priester?«

»Ja, der bin ich. Darf ich eintreten?«

»Natürlich«, gab Sally verwirrt zurück. Mit einemmal hatte sie Angst vor der eigenen Courage.

Etwas Unheimliches ging von diesem Mann aus. Etwas, vor dem man sich in Acht nehmen mußte. Etwas, das einem unterschwellig Angst machte.

Sally dachte schaudernd an Zamorra.

Sie hatte eben erst mit ihm telefoniert. Er konnte noch nicht da sein. Vielleicht fuhr er nicht mal sofort von zu Hause weg. Sie hatte ja gesagt, es wäre nicht so eilig.

Mit vibrierenden Kniescheiben begab sich das Mädchen ins Wohnzimmer.

Sie setzte sich, weil sie das Gefühl hatte, sonst umzukippen.

Pibul setzte sich ihr gegenüber.

»Möchten Sie etwas zu trinken?« fragte Sally, nur um irgend etwas zu sagen, denn die Angst verkrallte sich immer fester in ihrem Herzen.

Der Voodoopriester schüttelte langsam den Kopf.

Er starrte sie immerzu an.

Sie fühlte, daß eine ungeheure hypnotische Kraft von seinen furchtbaren Augen ausging, versuchte sich dieser Kraft zu entziehen, spürte aber deutlich, wie sie dem Voodoomann immer mehr verfiel.

»Ich habe gehört, daß du um Mia Shagger trauerst«, sagte Pibul mit einer gespenstisch hohlen Stimme.

»Ja. Ja, es tut mir leid, daß sie tot ist.«

»Sie ist nicht tot«, widersprach Pibul mit einem hyänenhaften Lächeln.

»Nicht tot? Aber… ihr Körper … Im Hause ihres Onkels …«

»Ihr Körper ja. Der ist tot. Aber nicht ihr Geist. Nicht ihr Kopf. Ihr Kopf ist bei Rajadhon. Er hat ihn sich geholt. Er hat sie zu seiner Braut gemacht. Sie ist bei ihm sehr, sehr glücklich, Sally.«

Das Mädchen fuhr sich über die schläfrigen Augen.

Sie verstand zwar jedes Wort, das der Voodoopriester sagte, aber es dauerte unendlich lang, bis sie den Sinn der Worte auch begriff.

»Sie ist bei Rajadhon?« fragte sie gedehnt.
»Ja. Sie ist seine Braut. Sie ist darüber überglücklich, Sally.«
»Ich kann das nicht begreifen. Sie ist doch tot.«
»Das ist sie eben nicht. Ich sagte doch vorhin…«
»Und sie ist sehr glücklich bei Rajadhon?«
»Alle Mädchen, die von Rajadhon auserwählt werden, sind hinterher die glücklichsten Geschöpfe.«
»Nur ihr Kopf?«
»Sie brauchen ihren Körper nicht, Sally.«
»Aber wenn sie doch Rajadhons Bräute sind.«
»Rajadhon liebt sie geistig, nicht körperlich. Deshalb brauchen sie ihre Körper nicht, wenn sie bei ihm sind. Ihr Kopf genügt ihm, denn in ihrem Kopf befindet sich ihr Geist. Ich habe erfahren, daß du zu ihm möchtest, Sally Hancock. Stimmt das?«
»Ich will sterben. Mir liegt nichts mehr am Leben!« seufzte Sally.
»Rajadhon würde dich sehr gern zu seiner Braut machen. Du bist hübsch. Du gefällst ihm bestimmt.«
»Wann darf ich zu ihm?«
»Wenn du möchtest – noch heute nacht.«
»Was muß ich tun, Sarit Pibul? Sag mir, was ich tun muß, um zu ihm zu kommen?«
»Nichts weiter. Du brauchst nur mit mir zu gehen. Alles andere erledige ich für dich.«
»Ich will überallhin mit dir gehen, Sarit Pibul. Führe mich zu Rajadhon. Ich kann es kaum noch erwarten, seine Braut zu werden.«
Der Voodoopriester nickte zufrieden.
»Erhebe dich, Sally Hancock. Erhebe dich und folge mir.«

***

Zamorra riskierte es nicht, mit dem weißen Toyota bis an das Haus heranzufahren.
Er ließ den Leihwagen in sicherer Entfernung stehen und schälte sich vorsichtig aus dem Fahrzeug.
Pridhi Tharamat kletterte auf der anderen Seite aus dem Wagen.
Sie warfen die Türen gleichzeitig zu.
»Den Rest des Weges legen wir lieber zu Fuß zurück!« meinte der Professor.
»Haben Sie den Lederbeutel des *Rüsi* bei sich?« fragte Tharamat.
Zamorra klopfte auf seine Hosentasche, die ein wenig ausgebeult war.
»Hier drinnen«, sagte er.
Dann marschierten sie los.
Bald tauchte das Haus auf, zu dem sie unterwegs waren.
In den Bäumen lärmten die Zikaden.

Plötzlich ging die Tür auf. Sally Hancock trat aus dem Haus. Ein Mann im schwarzen Havelock begleitete sie.

»Das ist Pibul, der Voodoopriester!« stieß Tharamat aufgeregt hervor.

Zamorra packte den Jungen und schnellte mit ihm hinter einige Yang-Bäume.

Sie beobachteten, was weiter vor sich ging, Sally Hancock machte einen seltsam steifen Eindruck. Sie ging so, als würde sie schlafen.

»Hypnose!« knurrte Zamorra.

»Er hat sie hypnotisiert wie Sina, mein Mädchen; Er zwingt sie auf diese Weise alle, mit ihm zu gehen. Selbst wenn sie nicht wollen, müssen sie mit ihm kommen.«

»Er ist ein verfluchter Teufel, dieser Voodoopriester. Es wird Zeit, daß wir ihm einen fetten Strich durch die grauenvolle Rechnung machen!« zischte Zamorra.

Und es kribbelte ihn so sehr in den Fingern, daß er sich am liebsten sogleich an Sarit Pibul herangemacht hätte, um es zu einer Entscheidung kommen zu lassen.

Aber eine solche Entscheidung wäre vermutlich zu Ungunsten von Nicole Duval und Jean-Paul Rovel ausgefallen.

Deshalb beherrschte sich Zamorra.

Der Mann im schwarzen Havelock verschwand mit dem Mädchen zwischen den Rhododendren.

Tharamat schnaufte neben dem Professor unruhig.

»Wir müssen hinterher«, stieß er aufgewühlt hervor.

»Wir warten noch ein wenig.«

»Wir müssen ihnen auf den Fersen bleiben. Wenn wir sie verloren haben, finden wir das Mädchen erst wieder, wenn es keinen Kopf mehr hat, Professor.«

»Warte noch einen Augenblick!« sagte Zamorra grimmig. »Du darfst mit deinem Übereifer nichts kaputtmachen. Du darfst das Mädchen nicht gefährden. Also beruhige dich erst mal. Und dann folgen wir den beiden. Aber in sicherem Abstand. Wenn Sarit Pibul nämlich bemerkt, daß wir hinter ihm her sind, ist das Mädchen verloren.«

***

Der Voodoopriester kannte unzählige Schleichwege im dichten Tropenwald.

Eineinhalb Stunden lang schleppte er Sally Hancock mit sich durch das wild wuchernde Dickicht.

Dann waren sie am vorläufigen Ziel angelangt.

Mitten im Wald stand eine verwitterte Bretterhütte.

Knarrend ließ sich die Tür öffnen. Sarit Pibul machte eine höhnische Verneigung vor dem Mädchen. Sein Grinsen war teuflisch.

»Tritt ein, Sally.«

Das Mädchen betrat die dunkle Hütte.

An der gegenüberliegenden Wand hingen zwei weiße Totenschädel.

Als Sally Hancock auf sie zukam, begannen die Köpfe auf eine grausige Weise zu leben.

Ihre Kiefer klappten nach unten. Sie kicherten und hießen Sally spöttisch willkommen.

Zwischen den beiden Totenschädeln hing Zamorras Amulett an der Wand.

Von diesem silbernen Talisman ging eine seltsame Ausstrahlung aus.

Eine Ausstrahlung, die den Trancezustand des Mädchen zwar nicht aufhob, aber doch ein wenig lockerte. Sally vermochte auf einmal zu begreifen, wo sie war, erkannte zum erstenmal ihre Umgebung und sah das Amulett des Professors richtig bewußt.

Sie blinzelte, als wäre sie aus tiefem Traum erwacht.

Mit einigen schnellen Schritten durchmaß sie die Hütte.

Sie streckte die Hand nach Zamorras Amulett aus.

Da begannen die gräßlichen Totenschädel zu knurren. Sie fletschten die langen Zähne, kreischten wütend und versuchten nach Sallys Hand zu schnappen. Wenn sie nicht ganz schnell zurückgezuckt wäre, hätten die Schädel sie gebissen.

Sie stieß einen erschrockenen, heiseren Schrei aus.

Der Voodoopriester lachte hinter ihr hämisch.

»Was fällt dir ein, Sally?« brummte er drohend. »Wie kannst du es nur wagen, dich an meinem Eigentum vergreifen zu wollen?«

»Es… es ist nicht dein Eigentum, Sarit Pibul!« erwiderte Sally trotzig.

Der Voodoopriester wunderte sich.

Er kniff die Augen mißtrauisch zusammen.

Was sollte dieser Trotz? Wieso war das Mädchen seiner hypnotischen Kontrolle entglitten?

Seine Nasenflügel blähten sich. Zorn ließ seine Wangen zucken.

Die Augen funkelten böse.

»Es ist *mein* Amulett!« brüllte er gereizt. »Es gehör mir!«

»Es gehört Zamorra!« sagte das Mädchen furchtlos.

Pibul verlor die Beherrschung.

Er rannte auf das Mädchen zu und schlug sie ins Gesicht.

Sally Hancock klappte zusammen.

»Laßt sie nicht aus den Augen, hört ihr?« schnaubte der Voodoopriester zu seinen beiden Totenschädeln. »Sie darf die Hütte nicht verlassen.«

»Sie wird die Hütte nicht verlassen!« versprachen ihm die beiden grauenvoll bleichen Schädel.

Pibul nickte zufrieden und verließ mit stampfenden Schritten die Hütte.

***

Der Mann im schwarzen Havelock huschte von der Hütte weg und verschwand gleich darauf im Dunkel des Unterholzes.

»Jetzt sind wir dran, Pridhi!« sagte Professor Zamorra.

Er richtete sich vorsichtig auf und schaute sich um.

Der Mond war an diesem Abend eine große weiße Scheibe.

Hell beleuchtete er die einsame Waldhütte.

»Vergessen Sie nicht, was der *Rüsi* gesagt hat, Professor!« warnte der junge Tharamat. »Ich habe vorhin dort in der Hütte Stimmen gehört. Da hat nicht nur der Voodoopriester gesprochen. Da waren auch noch andere Stimmen.«

»Du denkst an die Totenschädel?«

»Ja.«

Zamorra holte den Lederbeutel heraus, den er dem Eremiten abgekauft hatte.

»Diesen Schädeln werden wir damit zu Leibe rücken«, sagte er.

Lautlos näherten sie sich der Hütte.

Drinnen schluchzte Sally.

»Wollen Sie einfach durch die Tür hineingehen?« fragte der junge Thai mit vibrierenden Nerven.

»Natürlich nicht.«

»Sondern?«

»Am besten, wir klettern auf das Dach. Wir versuchen dort oben ein Loch zu bohren. Durch dieses Loch lasse ich dann das Pulver des Eremiten auf die Schädel rieseln. Mal sehen, was das für eine Wirkung hat.«

»Auf die Zaubermittel des *Rüsi* kann man sich verlassen, Professor!« sagte Pridhi Tharamat ernst.

»Wir wollen es hoffen!« flüsterte Zamorra zurück. Dann kletterte er auf die Hütte.

Es war nicht schwer.

Sobald er oben war, half er auch Tharamat hinauf. Der Junge hatte flüsternd darum gebeten.

Er fürchtete sich unten. Es war ihm lieber, dicht bei Zamorra zu bleiben.

Das Dach bestand aus einigen Tragbrettern, über die Palmenblätter und Zweige gelegt waren.

Zamorra hob Schicht um Schicht davon ab.

Tharamat war schrecklich aufgeregt.

»Ich glaube, mein Herz wird gleich platzen!« stöhnte er.

»Hast du Angst?«

»Große Angst!« raunte der Thai. »Ich muß immerzu an Sina denken, und was für ein schreckliches Ende es mit ihr genommen hat. Und ich muß gleichzeitig daran denken, daß uns beiden dasselbe passieren kann.«

»Das hättest du dir alles früher überlegen müssen, Junge«, sagte Zamorra. »Jetzt gibt es für uns leider kein Zurück mehr.«

»Gebe Buddha, daß alles gutgeht.«

Der Professor nickte.

»Ja, Pridhi. Das möge er geben.«

Das Dach war nun soweit abgedeckt, daß die beiden Männer in die Hütte hinuntersehen konnten.

Sie sahen Sally Hancock.

Das Mädchen lag auf dem Boden. Das Gesicht von ihnen abgewandt. Sie schluchzte leise. Undeutlich war zu erkennen, wie sie zuckte.

Plötzlich empfing Zamorra einen ihm bestens bekannten Impuls.

Er fühlte eine Ausstrahlung, die ihm nur ein einziger Gegenstand auf diese Weise vermitteln konnte: das silberne Amulett Leonardo de Montagnes!

Er spürte ganz deutlich die Nähe seines silbernen Talismans.

Und gleich darauf sah er ihn.

Das Amulett hing an der Wand. Zwischen zwei grauenerregenden Totenschädeln.

Zamorra wußte sofort, dieses Amulett mußte er sich wiederbeschaffen, koste es, was es wolle.

Er bedeutete dem jungen Thai, er solle sich von der Öffnung zurückziehen.

Dann öffnete er hastig den kleinen Lederbeutel.

Mit klopfendem Herzen beugte er sich über die Öffnung.

Blitzschnell kippte er den offenen Beutel. Das weiße Pulver rieselte wie Mehl auf die beiden Schädel herab.

Etwas Grauenvolles ereignete sich daraufhin.

Die Wirkung des weißen Pulvers trat nicht sofort ein.

Es war etwa so, als würde man mit einer Betäubungspatrone auf ein Raubtier schießen. Es fällt nicht auf der Stelle um, sondern tobt noch wenige Augenblicke, ehe das Gift zu wirken beginnt.

Genauso war es hier.

Die Schädel stießen ein wütendes Geheul aus, als das weiße Pulver mit ihren Knochen in Berührung kam.

Von diesem Geheul erschreckt, wirbelte Sally Hancock kreischend herum.

Mit schockgeweiteten Augen verfolgte sie, was sich nun abspielte.

Das Heulen der Schädel schwoll ohrenbetäubend laut an.

Mit weit auseinandergerissenen Kiefern richteten sie ihre schwarzen Augenhöhlen zu jener Dachöffnung, die Zamorra geschaffen hatte.

Plötzlich sausten sie explosionsartig zu dieser Öffnung empor.

Sie durchrasten sie.

Zamorra warf sich atemlos zurück.

Pridhi Tharamat war nicht schnell genug. Die schrecklichen

Dämonenschädel stürzten sich auf ihn.
Er stieß einen gellenden Schrei aus, als sie auf ihn zuflogen.
Zamorra wollte ihm zu Hilfe eilen. Er warf sich auf einen der beiden Schädel, doch das Gebilde war glitschig wie Seife.
Er rutschte mit seinen Händen ab.
Tharamat war zurückgeschnellt. Dabei hatte er den Halt verloren und war vom Dach gefallen. Die bleichen Schädel flogen hinter ihm her.
Zamorra sah, wie sie sich auf den Jungen stürzten. Ihre schauderhaften Mäuler klappten erschreckend weit auf.
Die dolchartigen Zähne blitzten kurz.
Pridhi Tharamat hielt ihnen brüllend die Arme entgegen.
Sie wichen den abwehrenden Händen jedoch blitzschnell aus und rasten in Gedankenschnelle auf den Hals des Jungen hinab.
Zu beiden Seiten verbissen sie sich in seiner Halsschlagader.
Tharamat schrie grauenvoll.
Die Schädelbestien tranken gierig sein warmes Blut.
Da sie jedoch keinen Körper hatten, floß Tharamats Blut aus ihren Halsöffnungen wieder heraus und versickerte im Boden.
Angewidert sprang Zamorra in die Hütte hinunter. Sally preßte sich zitternd an die Wand. Sie erkannte den Professor nicht wieder.
Zamorra riß sein Amulett an sich.
Draußen brüllte Pridhi Tharamat mit ersterbender, gurgelnder Stimme.
Der Professor stürmte aus der Hütte.
Er warf sich angewidert auf die beiden Schädel, die zitternd an der Kehle des röchelnden Jungen hingen.
Sie wurden schnell schwach. Das Pulver des Eremiten begann zu wirken.
Aber davon hatte der junge Thai nichts mehr.
Ihm war nicht mehr zu helfen. Er hatte bereits zuviel Blut verloren.
Zamorra preßte den Schädeln voll Ekel sein Amulett auf den Knochen.
Sie wurden sofort nach der Berührung grau, dann brüchig und zerfielen zu Staub.
Tharamats zerbissener Kehle entrang sich ein letzter verzweifelter Seufzer.
Dann war es aus mit ihm.

***

Auf allen vieren kam Sally Hancock aus der Hütte gekrochen.
Erschüttert richtete sie sich neben Zamorra auf. Leichenblaß war ihr junges Gesicht. Entsetzen ließ ihre Züge zucken.
Mitleidvoll starrte sie mit tränenglänzenden Augen auf den Toten.
»Der… arme Junge!« preßte sie mühsam hervor.

Sie lehnte sich an Zamorra.

»Wir sollten trachten, schleunigst von hier fortzukommen!« sagte Zamorra schwer atmend. »Sie sind weiteren Aufregungen nicht mehr gewachsen. Sie würden einen Nervenzusammenbruch erleiden, von dem Sie sich kaum mehr erholen würden. Vielleicht müß- ten Sie Ihr weiteres Leben in geistiger Umnachtung fristen, Sally.«

Das Mädchen wies mit zitternder Hand auf den Toten.

»Soll dieser sympathische Junge umsonst sein Leben verloren haben, Professor?«

Zamorra wischte sich mit einer nervösen Bewegung den Schweiß von der Stirn.

»Sally!« begann er tonlos. Es klang verzweifelt. »Ich bin kein Mann, der davonläuft, wenn es gefährlich wird. Und ich wußte mir immer Rat, wenn ich in Schwierigkeiten geraten war. Seit ich im Besitz dieses Amuletts bin, war ich zu Leistungen fähig, wie sie vor mir noch kein Mensch vollbracht hat. Aber diesmal habe ich Angst, Sally. Angst um Sie. Angst, im Kampf gegen diesen schrecklichen Dämon zu unterliegen. Es steht einfach zuviel auf dem Spiel. Ihr Leben. Jean-Paul Rovels Leben. Nicole Duvals Leben. Und die ganze Verantwortung liegt allein auf meinen Schultern. Nun ist Pridhi Tharamat tot. Es war ein Fehler von mir, ihn hierher mitzunehmen. Ich habe Angst, noch weitere Fehler zu begehen, verstehen Sie? Fehler, die Ihnen, Nicole und Rovel das Leben kosten könnten. Deshalb schlage ich vor, von hier wegzugehen. Es ist gewiß nicht Feigheit, die mich zu diesem Vorschlag drängt. Betrachten Sie es als taktischen Rückzug. Ihr Plan ist zu gefährlich, Mädchen. Lassen Sie uns von hier fortgehen und gemeinsam einen neuen Plan ausarbeiten. Einen weniger gefährlichen!«

Sally schüttelte ernst den Kopf.

»Nein, Professor. Ich gehe nicht von hier fort. Ich will die einmal begonnene Sache bis zuletzt durchstehen. Für Mia Shagger. Für Nicole Duval. Für Pridhi Tharamat. Und auch für Rovel. Wir haben uns schon zu weit vorgewagt. Es gibt kein Zurück mehr für uns Professor. Wir müssen weitermachen. So nahe kommen wir kein zweitesmal an den Voodoopriester heran…«

Plötzlich hörten sie Stimmen, Zamorras Kopf ruckte herum.

Zu spät. Nun war keine andere Entscheidung mehr möglich.

Sie waren gezwungen, weiterzumachen.

***

Männer huschten durch das Unterholz.

Zamorra versteckte hastig Tharamats Leiche. Sally Hancock kehrte in die Hütte zurück.

Augenblicke später holten sie die Voodoomänner von da ab.

Der Professor folgte den düsteren Gestalten in sicherem Abstand.
Sie brachten das Mädchen an einen Platz, wo bereits das Holz für vier Scheiterhaufen aufgeschichtet war.
Das Feuer wurde entfacht.
Sally mußte sich in der Mitte auf den Boden setzen.
Voodootänzer und Voodootrommler fanden sich ein. Zamorra hockte im Geäst eines Baumes und beobachtete die Vorbereitungen mit vibrierenden Sinnen.
Sally wurde erneut hypnotisiert. Dann trug ihr der Anführer der Musikanten auf, ihre Kleider abzulegen.
Sie tat es.
Die Kleider wurden ein Opfer der Flammen. Splitternackt setzte sich das Mädchen wieder auf den Boden.
In die Schalen der Musikanten wurde Blut gefüllt. Sie tranken davon. Sie murmelten lange Gebete. Versetzten sich allmählich selbst in Trance.
Kurz darauf begannen sie zu trommeln.
Dumpf hämmerten die harten Schläge durch die pechschwarze Nacht.
Zamorra spürte eine lästige Unruhe in sich aufkeimen.
Er wollte nicht mehr länger auf diesem Beobachtungsposten bleiben.
Er hatte genug gesehen, wollte handeln.
Mit geschmeidigen Bewegungen glitt er den Stamm hinab.
Augenblicke später berührten seine Füße den weichen Boden des Regenwaldes.
Sally Hancock erhob sich.
Sie begann sich im Takt der Trommelschläge zu bewegen.
Sie hatte die Augen geschlossen, als genieße sie diesen Tanz.
Zamorra konnte sich noch genau daran erinnern, wie der Tanz von Sina ausgegangen war.
Ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. Zamorra huschte durch die Dunkelheit.
Es mußte ihm gelingen, den Voodoopriester aufzustöbern.
Der *Rüsi* hatte gesagt, daß man nur über Sarit Pibul an den Dämon herankommen kann.
Zamorra entdeckte einen mannshohen Erdwall, in den eine Höhle gegraben war.
Drinnen murmelte ein Mann schwarze Gebete.
Der Professor schlich auf die Höhle zu. Seine Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Die Züge hatten sich zu Stein verhärtet.
Er ballte die Fäuste.
Dort drinnen, in der Finsternis der kleinen Höhle, bereitete sich der Voodoopriester auf die Zeremonie vor.
An einem Baum hing ein breiter Ledergürtel. Reich verziert mit

Knochensplittern. In einer dicken Lederscheide steckte ein langes Messer.

Zamorra ergriff es sogleich.

Nun huschte er die restlichen Meter auf die Höhle zu.

In der Dunkelheit waren die undeutlichen Konturen eines Mannes im schwarzen Havelock zu erkennen.

Ehe sich der Mann umdrehen konnte, war Zamorra bei ihm.

Er packte den Voodoopriester von hinten und preßte ihm die scharfe Messerklinge waagerecht an den Hals.

»Bei der kleinsten Bewegung schneide ich dir die Kehle durch, Saut Pibul!« fauchte der Professor eiskalt.

Er spürte, wie der Schreck den Körper des Voodoopriesters versteinerte.

Draußen wurde das Trommeln lauter und unheimlicher.

Pibul atmete schwer. Er war ungeheuer aufgeregt. Und er sann nach einer Möglichkeit, wie er sich aus dieser lebensgefährlichen Situation retten konnte.

»Wer bist du, Wahnsinniger, der du es wagst, hierherzukommen und mich zu bedrohen? Kennst du meine Macht nicht?«

Zamorra lachte frostig.

»Mit deiner Macht ist es nun vorbei, Pibul.«

»Rajadhon wird dich vernichten!«

»Ich fürchte Rajadhon nicht!« zischte Zamorra.

»Du bist dieser Professor, nicht wahr?« keuchte Sarit Pibul.

»Ganz recht, Teufelspriester. Ich bin Professor Zamorra.«

»Du wirst sterben, Zamorra.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe mir nämlich mein Amulett wiedergeholt. Es wird mich vor deinem bösen Freund Rajadhon beschützen.«

»Du hast dein Amulett wieder?« fragte Pibul verblüfft.

»Nicht nur das. Ich habe diese beiden Schädel vernichtet.«

»Nein!«

»Doch. Es war nicht mal besonders schwierig. Und nun bin ich hier, um Rajadhon zu vernichten.«

Pibul lachte, obwohl seine Lage kritisch war.

»Das schaffst du nie, Zamorra. Rajadhon ist mächtiger als du und dein Amulett!«

»Ich werde es schaffen. Ich werde ihn töten! Noch bevor er sich Sally Hancocks Kopf holt!« fauchte Zamorra.

»Du bist größenwahnsinnig, Zamorra!« preßte der Voodoopriester hervor. »Du weißt nicht, wie man Rajadhon vernichten kann.«

»Aber du! Du weißt es!«

»Ja, Zamorra. Ich weiß es.«

»Du wirst es mir sagen! Auf der Stelle!«

Sarit Pibul schnaufte wütend. Aber er sagte keinen Ton.
»Wird's bald!« knurrte Zamorra. Er drückte dem Voodoopriester das Messer härter an die Kehle. Der Mann stöhnte auf, als die Klinge seine Haut verletzte. Das reichte. Pibul ahnte, daß es Zamorra verdammt ernst war.
»Wie kann ich Rajadhon vernichten?« fragte der Professor bohrend.
Schweigen.
»Rede!«
Das Trommeln schwoll an. Die Voodoomänner begannen zu singen.
Es war höchste Eile geboten. Bald würde der Auftritt des Voodoopriesters kommen.
Dann mußte Zamorra bereits Bescheid wissen.
»Rede!« fauchte er und drückte mit dem Messer noch fester zu.
Sarit Pibul stöhnte entsetzt auf.
Er fürchtete, daß ihm Zamorra tatsächlich das Leben nehmen würde.
»Ich gebe dir noch drei Sekunden!« zischte der Professor eiskalt.
Pibul brach der Schweiß aus allen Poren. Er war steif wie eine Puppe. Mit jeder Bewegung hätte er sich selbst das Leben genommen, so scharf saß ihm das Messer an der Kehle.
»Die Puppe!« ächzte er benommen. »Man muß die Puppe vernichten, die Rajadhon darstellt!«
»Wo ist diese Puppe?« fragte Zamorra wie aus der Pistole geschossen.
»Dort! Sie liegt dort in der Nische.«
»Und wie muß ich die Puppe vernichten?«
»Zerstören. Durch Feuer. Oder sonstwie.«
»Na, also!« atmete Zamorra erleichtert auf. »Nun weiß ich, wie man Rajadhon vernichten kann!«
»Ja, Zamorra!« ächzte der Voodoopriester. »Nun weißt du es. Wenn du es aber wirklich tust, dann siehst du Nicole Duval und Jean-Paul Rovel nie mehr wieder. Denn die beiden befinden sich in Rajadhons Zwischenreich. Wenn er hierher zu uns kommt, kannst du ihn zwar töten, aber seine Opfer bleiben dann für alle Zeiten da, wohin er sie gebracht hat.«
Zamorra rieselte es eiskalt über die Wirbelsäule.
Daran hatte er nicht gedacht.
Standen die Chancen für Nicole und Rovel wirklich so verflucht schlecht?
»Zieh dich aus, Sarit Pibul!« verlangte Zamorra mit scharfer Stimme.
»Was hast du vor?« fragte der Voodoopriester verstört.
»Ich werde deine Kleider anziehen und in dieser Maskerade vor den Dämon treten.«
»Du bist wahnsinnig, Zamorra. Er wird dich sofort erkennen.«
»Laß das nur meine Sorge sein, Pibul! Runter mit dem Plunder!«
Der Thai zog den schwarzen Havelock aus.

Plötzlich kreiselte er herum.

Zamorra war einen Schritt zurückgetreten, um dem Mann Platz zu machen.

Sarit Pibul nutzte die Gelegenheit sogleich für einen gefährlichen Angriff.

Er warf sich auf die Messerhand des Professors. Ein wilder Kampf entbrannte.

Zamorra wußte, daß er verloren war, wenn der Thai ihm das Messer entwand.

Er schmetterte dem Voodoopriester seine Linke gnadenlos gegen die Schläfe.

Sarit Pibul röchelte und verdrehte die Augen. Er klammerte sich an Zamorra, um nicht umzufallen. Der Professor versetzte ihm einen knallharten Magenhaken.

Der Hieb nahm dem Mann die Luft.

Er riß den Mund weit auf. Und plötzlich kam dem Voodoomann die Idee, seine Männer zu Hilfe zu rufen.

Entsetzt erkannte Zamorra diese Absicht.

Er schloß dem Thai mit einem blitzschnellen Aufwärtshaken den Mund.

Sarit Pibul sauste zurück. Er knallte gegen die Höhlenwand und knickte in den Beinen ein.

Aber er war zäh wie eine Katze.

Sobald er mit dem Gesäß den Boden berührte, flitzte er noch einmal hoch.

Er katapultierte sich Zamorra entgegen, riß den Professor zu Boden, wälzte sich mit ihm im Staub, schaffte es sogar, obenauf zu bleiben.

Zamorra versuchte den Rasenden mit einer raschen Drehung abzuwerfen.

Es gelang ihm.

Er schleuderte Pibul zur Seite.

Der Voodoopriester stieß einen gurgelnden Laut aus. Zamorra bekam nicht sofort mit, was geschehen war.

Doch plötzlich spürte er das warme Blut, das ihm über die Hand floß.

Sarit Pibul war ihm in die lange Messerklinge gefallen.

Bereits in der nächsten Sekunde erschlaffte der Körper des Voodoomannes.

Er hatte sein verdientes Ende gefunden.

***

Zamorra handelte ungemein schnell.

Er verbarg den Leichnam des Voodoopriesters in der schwarzen Tiefe der Höhle.

Dann warf er sich den schwarzen Havelock um und bemalte sein

Gesicht mit weißer Farbe, wie es Sarit Pibul getan hätte.
Er wußte, daß er damit den Dämon nicht täuschen konnte.
Aber er konnte Pibuls Anhänger täuschen.
Sobald er dem Voodoopriester entfernt ähnlich sah, machte er sich auf die Suche nach der kleinen Voodoofigur.
Er fand sie da, wo Pibul gesagt hatte.
Schnell schob er sie in seinen Gürtel.
Dann verließ er mit flatternden Nerven die Höhle.
Nicole Duvals und Jean-Paul Rovels Leben hing an einem seidenen Faden.
Wenn Zamorra nun den geringsten Fehler machte, waren die beiden unweigerlich verloren.
Der Professor war sich dessen bewußt.
Er spürte die schwere Last förmlich auf seinen Schultern.
Jeder Schritt, der ihn der Entscheidung näher brachte, fiel ihm ungemein schwer.
Aber er mußte getan werden.
Der Kreis der Tanzenden tat sich auf, als Zamorra auf sie zuging.
Sally Hancock hatte sich tiefe Kratzwunden zugefügt.
Sie war geistig völlig weggetreten. Sie war nun tatsächlich bereit zu sterben.
Sie wünschte sich den Tod.
Sie lag im Staub und bettelte um die Enthauptung. Es war grauenvoll anzusehen.
Die Voodoomänner brachten eine weiß getünchte Bretterwand.
Zamorra entdeckte daran einige Blutspritzer. Die Wand wurde nach jedem Ritualmord neu getüncht. Diesmal war man nicht sorgfältig genug vorgegangen.
»Sterben!« stöhnte das Mädchen zu Zamorras Füßen. »Ich will endlich sterben! Rajadhon soll kommen! Er soll mich zu seiner Braut machen!«
Zamorra nickte im Kreise.
Er schaute die Voodooleute an. Sie beobachteten ihn zum Glück nicht besonders genau.
Die Musikanten trommelten wie besessen. Die Tänzer drehten sich lallend im Kreis, die Augen verzückt geschlossen.
Es konnte klappen. Es mußte klappen.
Zamorra warf die Arme hoch.
Die Trommeln verstummten auf der Stelle.
Ringsumher knisterten die Scheiterhaufen unheimlich laut.
»Rajadhon!« rief Zamorra mit donnernder Stimme.
Rings um ihn herrschte Totenstille.
»Rajadhon!«
Aus dem finsteren Regenwald schwebte ein geisterhaftes Echo

zurück.
Sally Hancock hatte ihr Haar von ihrem schlanken Nacken gestrichen.
Es war furchtbar, zu sehen, wie sie auf den Tod wartete.
»Rajadhon!« schrie Zamorra erneut.
Plötzlich huschte etwas durch die Dunkelheit. Äste knackten. Blätter raschelten unheimlich.
Jemand lief durch die unergründliche Dunkelheit des dichten Tropenwaldes.
Die Voodoomänner hielten unwillkürlich den Atem an.
Zamorras Gesicht war schweißüberströmt. Die Spannung wollte ihn umbringen.
Zu seinen Füßen lag Sally Hancock, deren Kopf sich nun Rajadhon holen kam.
Rajadhon, den Zamorra selbst gerufen hatte.
Wenn der Dämon nun dem Mädchen den Kopf abschlug, ging das allein auf Zamorras Kappe.
Seine Hände waren feucht. Gebannt starrte er dorthin, wo der Dämon aus dem Busch in den zuckenden Feuerschein treten würde.
Wie würde die Begegnung ausgehen? Gut für Sally Hancock?
Schlecht für Zamorra? Die Gesichter der Umstehenden waren voll Furcht. Sie alle hatten eine grenzenlose Angst vor Rajadhon, dem Scheusal.
Zamorra zermarterte sich das Gehirn. Wie sollte er es anstellen, daß Rajadhon Nicole Duval und Jean-Paul Rovel freigab?
Die schemenhafte Gestalt huschte näher an die Scheiterhaufen heran.
Zamorras Nerven vibrierten entsetzlich. In seinem ganzen Leben war er noch nicht so aufgeregt gewesen wie diesmal.
Die Männer senkten in hündischer Demut ihre Köpfe.
Rajadhon war jetzt schon ganz nahe. Zamorra schaute auf Sally hinab. Sie war erschreckend ruhig und gelassen.
Ihr Wunsch sollte gleich in Erfüllung gehen.
»Sterben!« flüsterte sie leise. »Ich will endlich sterben.«
Plötzlich trat Rajadhon aus dem Wald.
Die Männer seufzten auf, als sie ihn sahen. Sie wichen vor dem Dämon zurück.
Zamorra kniete nieder, wartete auf seine Chance.
Rajadhon kam mit langsamen Schritten näher. Sein glühender Blick war auf den Nacken des Mädchens gerichtet. Zamorra musterte ihn genau. Er war groß und kräftig. Bis auf einen Lendenschurz war der Dämon nackt. Er hatte harte Muskeln. Ein kurzes breites Horn zierte die Mitte seiner gefurchten Stirn. Mit Holzkohle war ein schwarzer, ekelhaft grinsender Totenschädel auf seine breite Brust gezeichnet.
Das war jener Schädel, dem Rovel im Badezimmer von Nicoles Haus

begegnet war.
Zamorra war absolut sicher, daß dies derselbe Schädel war.
»Sterben!« seufzte Sally Hancock. Zamorra wurde davon schrecklich kalt, denn das Mädchen hatte keine Ahnung, wie nahe ihr der Tod bereits gekommen war.
»Ich will sterben!« hauchte sie.
Zamorra konnte den Blick nicht von dem langsam näherkommenden Dämon wenden.
Der Unheimliche hielt in der kraftstrotzenden Rechten eine blitzende Machete.
Damit köpfte er die Mädchen.
Der Dämon war ein erschreckender Anblick. Zielstrebig kam er auf das knieende Mädchen zu.
Zamorra biß sich die Lippen blutig.
Wann würde der Dämon merken, daß neben dem Mädchen kein Voodoopriester kniete?
Wann würde ihm auffallen, daß sich neben dem Mädchen kein Dämonenfreund, sondern ein Todfeind aller Dämonen befand?
»Rajadhon! Gib mir den Tod!« verlangte Sally Hancock.
Es war schauderhaft.
Plötzlich blieb Rajadhon irritiert stehen.
Aus seinem Mund kam ein feindseliges Fauchen. Er schien zu wittern, daß hier irgendwo ein Feind war.
Seine Augen nahmen einen bösartigen Glanz an. Er starrte Zamorra durchdringend an.
Jetzt hat er die Witterung aufgenommen! dachte der Professor, während sich seine Kopfhaut langsam zusammenzog. Seine Nackenhaare sträubten sich. Angstschauer rollten über seinen schweißnassen Rücken. Er stand kurz vor der Entscheidung.
Rajadhon knirschte wütend mit den Zähnen. Plötzlich löste sich der ekelhaft grinsende Totenschädel von seiner Brust.
Das schwarze Etwas materialisierte sich und flog wie eine Kanonenkugel auf Zamorra zu.
Aber der Professor war gegen einen solchen Angriff gewappnet.
Blitzschnell holte er sein silbernes Amulett unter dem schwarzen Havelock hervor.
Der schwarze Totenschädel hatte bereits sein Maul aufgerissen.
Mit langen, dolchartigen Zähnen wollte er zubeißen. Doch Zamorra rammte ihm seine Faust, die das Amulett hielt, genau zwischen die Zähne.
Das schwebende Scheusal stieß einen jaulenden Schrei aus.
Die Voodoomänner warfen sich entsetzt in den Staub.
Sie dachten, nun würde sich Rajadhon ihren Priester holen.
Daß der Mann im schwarzen Havelock nicht ihr Priester war,

erkannten sie in ihrer grenzenlosen Panik nicht.
Zitternd preßten sie ihre bleichen Gesichter auf den Boden.
Keiner hatte den Mut aufzublicken. Jeder meinte, daß er dann der nächste auf Rajadhons Liste wäre.
Rajadhons schwarzer Geisterschädel zersplitterte in der Luft.
Die Trümmer klapperten zu Boden. Zamorra ergriff die größeren Teile davon und schleuderte sie in die Flammen eines Scheiterhaufens.
Rajadhon brüllte entsetzt auf.
Zwischen seinen Brustwarzen, da, wo der schwarze Schädel aufgemalt gewesen war, begann die Haut auf einmal zu glühen.
Der Dämon wand sich unter Höllenqualen.
Mit hochgeschwungener Machete kam er angerannt.
Er hatte es nun nicht mehr auf den Kopf des Mädchens abgesehen.
Er wollte sich den Kopf des Todfeindes holen.
Zamorra war auf die Beine gesprungen. Der Dämon flog auf ihn zu. Er hatte Mühe, dem gefährlichen Machetenhieb auszuweichen.
Die Wucht des danebengegangenen Schlages riß Rajadhon nach vorn.
Zamorra versetzte dem Scheusal einen gewaltigen Hieb ins Kreuz.
Der Dämon zeigte selbstverständlich keinerlei Wirkung. Erst als Zamorra mit dem Amulett zuschlug, jaulte die kopfgierige Bestie fürchterlich auf.
Ein Triumph erfüllte Zamorras Brust.
Hastig, ehe ihn der Dämon erneut angreifen konnte, spannte er die silberne Kette, an dem der Talisman hing.
Rajadhon kreiselte mit einem zornigen Fauchen herum.
Zamorra warf ihm die Kette über den Hals.
Er zog sofort zu, als wollte er den Dämon mit der Kette erdrosseln.
Die Berührung des Talismans schmerzte das Scheusal ungeheuer.
Die Kette ließ seine Haut rings um den Hals schmelzen.
Es roch nach verbranntem Fleisch.
Da, wo das Amulett vorne an Rajadhons Brust auflag, hatte ihm das Silber ein Loch in den Brustkorb gebrannt.
Die Voodooleute rannten schreiend davon, Die Scheiterhaufen wurden schnell kleiner. Sally Hancock schrumpfte zu einem Sandkorn zusammen. Dann verschwanden all diese Bilder.
Sie durchsausten mit ungeheurer Geschwindigkeit einen pechschwarzen Schacht.
Dann wieder ein Feuerschein.
Und plötzlich sah Zamorra die zwölf Pfähle, auf denen jene zwölf Mädchenköpfe aufgespießt waren, die der Professor durch die Glaskugel des *Rüsi* gesehen hatte.
Er hatte es geschafft, befand sich in dem bewußten Zwischenreich.
Hier schüttelte Rajadhon ihn mit einer wilden Gebärde ab.
Zamorra knallte auf einen harten, felsigen Boden.

Das stumpfe Horn auf Rajadhons Stirn begann gelb zu leuchten.
Zamorra rappelte sich auf.
Die Mädchenköpfe schauten ihm gebannt zu.
»Töte ihn!« rief ihm Mia Shagger zu. »Töte den Dämon!«
»Ja, töte den Teufel!« rief auch Sinas Kopf.
»Töte Rajadhon! Töte ihn!« schrien alle die anderen Mädchenköpfe mit wutverzerrten Gesichtern.
Sie haßten den Dämon, der sie hierhergeholt hatte. Sie wünschten ihm den Tod, den sie ihm, da sie ohne Körper waren, nicht zu geben vermochten.
Rajadhon stieß ein grauenvolles Gelächter aus.
»Hier bist du verloren, Zamorra!« knurrte er gefährlich. »Du hast verlangt, daß ich dich hierher bringe. Ich habe es getan! Nicht, weil du es mir befohlen hast, sondern weil dein verdammtes Amulett hier im Zwischenreich absolut wirkungslos ist!«
Der Professor zuckte entsetzt zusammen.
»Du bluffst, Rajadhon!«
»Ich werde dir sofort zeigen, daß ich die Wahrheit sage, du wahnwitziger Geselle!« schnarrte die Bestie. »Zuvor will ich Nicole Duval und Jean-Paul Rovel aus ihrem Tiefschlaf wecken, damit sie deinen Tod bei vollem Bewußtsein miterleben.«
Er schnippte mit dem Finger.
Plötzlich sah Zamorra seine Sekretärin und den verstörten Chefredakteur.
»Chef!« rief das Mädchen erschrocken aus.
»Zamorra!« keuchte Rovel verstört.
Rajadhon lachte gellend.
»Er wird sterben! Seht ihn euch ein letztes Mal noch an. Sein Kopf kommt auf Pfahl Nummer dreizehn!« brüllte der Dämon.
Und schon stürmte er mit der hochgeschwungenen Machete auf Zamorra ein.
Dieser federte augenblicklich zurück.
»Töte Rajadhon!« kreischten die Mädchenschädel. Es war ein makabres Publikum für diesen schrecklichen Zweikampf.
Nicole Duval und Jean-Paul Rovel standen neben einem hochlodernder Scheiterhaufen.
Rovel hatte den zitternden Arm um die bebenden Schultern von Nicole gelegt.
Sie beide hatten wahnsinnige Angst, daß Zamorra dem Dämon nicht gewachsen sein würde.
Dann gab es auch für sie keinerlei Rettung mehr.
Der Professor kämpfte mit einer bewundernswerten Verbissenheit.
Er schlug mit seinem Amulett nach Rajadhon.
Der Dämon brach in ein schauriges Gelächter aus. Es zeigte

tatsächlich keinerlei Wirkung. Er hatte nicht gelogen.
Zamorras Amulett hatte hier im Zwischenreich des Dämons keine Wirkung.
Pfeifend sauste die Machete durch die Luft. Zamorra warf sich dem fauchenden Dämon mit einem wilden Satz entgegen.
Er prallte gegen die breite Brust Rajadhons, rammte ihm sein Knie in den Bauch. Der Dämon kam mit dem Gesicht nach vorn. Zamorra schmetterte ihm einen gewaltigen Uppercut an die Kinnspitze.
Dann krallte er seine Finger um den Machetenarm.
Rajadhon wollte ihn mit einem wütenden Knurren abschütteln.
Sie wirbelten in einem grotesken Tanz herum.
Dabei verlor Zamorra die Puppe des Voodoopriesters.
Sie knallten gegen die Pfähle, auf denen die schreienden Köpfe steckten.
Rajadhon verlor die Machete.
Aber er war auch so stärker als Zamorra. Er packte den Professor augenblicklich am Hals.
Zamorra sah die Lehmfigur auf dem Boden liegen. Das Scheusal drückte unbarmherzig zu.
»Nicole!« röchelte der Professor.
Seine Sekretärin hob das bleiche Gesicht.
»Die Puppe!« gurgelte Zamorra.
Der Dämon drückte seinen Hals immer fester zu. Er bekam kaum noch Luft.
»Die… Puppe!« stöhnte Zamorra. »Vernichten … ins … Feuer!«
Rajadhon brachte den Professor zu Fall.
Zamorra lag auf dem Rücken. Der schreckliche Dämon kniete auf ihm, versuchte ihn gnadenlos umzubringen.
Ein mörderischer Schmerz breitete sich in Zamorras allmählich erschlaffendem Körper aus.
Nicoles Lähmung löste sich in diesem kritischen Augenblick.
Sie rannte los, ergriff die Puppe und schleuderte sie gehetzt in das hochlodernde Feuer.
Die Flammen sprangen die Puppe an.
Und mit einemmal stieß der Dämon einen wahnsinnigen Schrei aus.
Brüllend ließ er von Zamorra ab.
Er sprang auf.
Plötzlich brannte sein ganzer Körper lichterloh. Die Mädchenköpfe stimmten ein schadenfrohes Gelächter an.
Der Dämon wirbelte brennend umher. Er schlug mit seinen Flammenarmen kreischend um sich, wollte die Flammen löschen, warf sich röhrend auf den Boden, wälzte sich.
Zamorra kam wankend auf die Beine.
Benommen wurde er Zeuge eines scheußlichen Todeskampfes.

Der Dämon verbrannte bei lebendigem Leibe.

Nicht der geringste Rest blieb von ihm übrig. Er brannte lichterloh.

Und als die Flammen, aus denen er nur noch bestand, erloschen, war er für alle Zeiten verschwunden. Rajadhon gehörte der Vergangenheit an.

Keinem Menschen, auch keinem Voodoopriester, würde es jemals wieder gelingen, ihn zu neuem Leben zu erwecken.

Rajadhon hatte auf gehört, zu existieren.

Mit seinem Erlöschen versank rund um Nicole Duval, Jean-Paul Rovel und Zamorra alles in einer tiefen Schwärze.

Doch nur für kurze Zeit.

Dann tauchten auf einmal vier Lichtpunkte auf. Sie wurden rasch größer, formten sich zu vier hell brennenden Scheiterhaufen, in deren Mitte Sally Hancock auf dem Boden kniete und immer noch um ihren Tod bettelte.

Die Voodoomänner waren in den Wald geflohen.

Zamorra ging zu Sally und weckte sie aus ihrer tiefen Trance.

Sie schaute an sich herab und schämte sich wegen ihrer Nacktheit.

Zamorra warf ihr den schwarzen Havelock des Voodoopriesters um.

Als Sally Nicole erkannte, fiel sie ihr vor Freude weinend in die Arme.

Sie hatte sehr viel Mut bewiesen, diese kleine Engländerin.

Doch nun, wo dieses grauenvolle Abenteuer überstanden war, war sie mit ihren Kräften am Ende. Die Freude, die sie übermannte, ließ sie lange und haltlos weinen.

Keiner hinderte sie daran.

Sie hatte ein Recht auf diese befreienden Tränen.

Als Nicole Duval drei Wochen später ihren Reisebericht in Rovels Pariser Büro ablieferte, riß der Chefredakteur schon nach den ersten Zeilen die Augen geschockt auf.

Zamorras Sekretärin hatte ihm eine Horrorstory reinsten Wassers vorgelegt.

Er veröffentlichte sie trotzdem.

Und die hochschnellende Auflagenziffer sagte ihm, daß er damit recht getan hatte…

ENDE